

Achim Seiffarth

Die Sprache Max Webers

Eine soziologische Untersuchung

Achim Seiffarth

Die Sprache Max Webers

Achim Seiffarth

Die Sprache Max Webers

Eine soziologische Untersuchung

Tectum Verlag

Achim Seiffarth

Die Sprache Max Webers. Eine soziologische Untersuchung

© Tectum Verlag Marburg, 2016

Zugl. Diss. Philipps-Universität Marburg 2015

ISBN: 978-3-8288-6429-0

(Dieser Titel ist zugleich als gedrucktes Buch unter
der ISBN 978-3-8288-3747-8 im Tectum Verlag erschienen.)

Alle Rechte vorbehalten

Besuchen Sie uns im Internet
www.tectum-verlag.de

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind
im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Inhalt	Seite
I Einleitung	9
I.1 Ein Klassiker	9
I.2 Gründungsakt	11
I.3 Zum Verfahren	19
II Jugendbriefe	23
II.1 Gymnasiastenskorrespondenz Im Reich der Langeweile S.23 – Papierwelten S.24 – Man hat auch Gefühle S.27 – Auf dem Weg S.29	
II.2 Studentenbriefe an die Eltern Rechenschaft S.30 – Studentenleben S.32 – Abgrenzung S.33 – Die Verwandtenwelt (1) S.34	30
II.3 Soldat Max bekommt einen Körper S.36 – Verwandtenwelt (2): Baumgartens S.38 – Verwandtenwelt (3): Familiendiskussion S.40	36
II.4 Der große Bruder	44
II.5 Politik und Wissenschaft: an den Onkel	47
II.6 Die Verlobte (1): Emmy Beim Ball S.50 – Männer und Frauen S.51 – Welterklärung S.54 – Flirt? S.58 – Familiendiskussion S.61	50
II.7 Die Verlobte (2): Marianne Lange Einleitung S.64 – Schwere Tage S.67 – Die Familienmaschine S.70 – Die Frage S.72 – Ein neuer Stil? S.75 – Kein Vormund? S.77	64
II.8 Zusammenfassung: Die enge Welt des jungen Weber Bildung S.78 – Ein Mann S.80	78
III Frühe Werke	82
III.1 Die offene Handelsgesellschaft Eine Doktorarbeit S.82 – Das Feld S.84 – Begriffsarbeit S.87 – Nicht hier, nicht da S.90	
III.2 Römische Agrargeschichte Habilitation S.92 – In Eile S.94 – Einordnung S.96	92
III.3 Entwicklungstendenzen in der Lage der Landarbeiter Ein Aufsatz S.104 – Der Weg der Wissenschaft S.105 – Der Darsteller, ein Führer S.107 – Der Mahner S.109 – Politik S.113	104
III.4 Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik Eine Antrittsvorlesung S.114 – Vom Wissenschaftler zum Redner S.115 – Die Frage S.116 – Das Wort „Rasse“ S.118 – Der Kampf S.120 – Unser Wesen S.122	114

IV	Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre	127
IV.1	Außenwelten	128
	Wilhelm von Humboldts Ideenlehre S.130 – Ranke, Droysen, Mommsen S.136 – Der Gebildete: Wilhelm Roscher S.145 – Karl Knies S.151 – Windelband S.155 – Heinrich Rickert S.158 – Emil Lask S.166 – Edmund Husserl S.169 – Wilhelm Wundt S.170 – Hugo Münsterberg S.175 – Carl Menger S.177 – Gottl S.180	
IV.2	Aufsätze zur Wissenschaftslehre	185
2.1	Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie	
2.1.1	Roscher	
	Warum Roscher? S.185 – Die Erledigung S.188 – Das Ende der Historischen Schule S.194	
2.1.2	Knies und „das Irrationalitätsproblem“	197
	Wer ist Knies? S.197 – Psychologie als Weltanschauung: Wundt S.201 – Die Erledigung des Psychologismus S.206 – Für eine Theorie der Deutung: Simmel und Gottl S.210 – Für eine Theorie der Deutung: mit Husserl gegen Lipps und Croce S.217 – Über Evidenz in den Kulturwissenschaften S.221	
2.2	Die 'Objektivität' ...	225
	Im Windschatten S.225 – Die Erziehung der Fachwelt S.228 – Der Coup S.233– Einnahme des Gegners: von der Idee zum Idealtyp S.239 – Das Leben, die Sterne die Wissenschaft S.242	
2.3	Kritische Studien	245
	Wie eine Buchsprechung S.245 – Über Geschichte überhaupt S.248 – Der berichtigte Meyer S.252	
2.4	R. Stammlers „Überwindung“	256
	Scherz, Satire, Ironie S.256 – Aufbau aus der Philosophie S.263	
2.5	Die Grenznutzlehre	270
2.6	Energetische Kulturtheorien	276
	Ein Gelehrter geht fehl S.276 – Bildungsbürger und Ritter S.281	
2.7	Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie	286
	Die Gründung S.286 – Abgrenzung S.290 – Definitionen S.294 – Unentschlossenheit S.295	
2.8	Der Sinn der „Wertfreiheit“	300
	Professor als Erzieher S.300 – Mit Kant gegen „Meister“ Schmoller S.306 – Wertfragen S.311 – Zum Thema S.321 – Erziehung zur Ataraxie? S.315	

V	Die großen Essays	320
V.1	Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus Zwischen Wissenschaft und Literatur S.320 – Schwankende Grundlagen S.322 – Heldentum S.328 – Bildungswelt S.330 – Essayismus S.334 – Essaygewächs S.341	
V.2	Die protestantischen Sekten	349
V.3	Die Russland-Aufsätze Zwischen Journalismus und Wissenschaft S.354 – Der Mittler S.362 – Von Tolstoi zu Nietzsche S.365 – Das unabhängige Ich S.369	354
VI	Die große Erzählung: Schriften zur Religionssoziologie	372
VI.1	Die „Vorbemerkung“ Der Sohn der europäischen Kulturwelt S.372 – Die Auszeichnung Europas S.376 – Die Leser S.378 – Der Kapitalismus S.380 – Bescheidenheit ... S.382	
VI.2	Einleitung zur Wirtschaftsethik der Weltreligionen Der Standpunkt S.384 – Gegen Nietzsche S.387 – Der Religionskatalog S.390 – Schulung der Leser S.395	384
VI.3	Studien zur Religion in China und Indien Zwei ferne Welten S.398 – Die Quellen S.401 – Bildungsreiche S.402 – Verfremdender Blick auf Europa S.407 - Die gemeinsame Basis S.409 – Führer durchs nahe Fremde S.411 – Erziehung durch Fremdheit S.416	398
VI.4	Zwischenbetrachtung: Theorie der Stufen und Richtungen Ein Sprung hinaus S.422 – Ausgang aus dem Reich des Friedens S.425 – Rationalisierung, Systematisierung, Sublimierung S.427 – Erlösungen S.429 – Bildung und Lebenserfahrung S.434 – Sinnlosigkeit? S.436	422
VI.5	Das antike Judentum Das Gastvolk S.440 – Die Quellen S.443 – Die Erzählung S.449	440
VII	Zwei Vorträge	453
VII.1	Wissenschaft als Beruf Wer spricht? S.454 – Aussicht S.458 – Qualität der Seele S.460 – Tolstoi und der Sinn S.463 – Platon mit Mythos S.466 – Jenseits der Götter S.470	
VII.2	Politik als Beruf Wer spricht? S.475 – Aufbau der Redewelt S. 476 – Der Soziologe S.480 – Gebildete Desillusionierung S. 485 – Das Tragische der Soziologie S.490 – Qualität der Seele (2): Das Mutvolle S.494	475

VIII	Tod und Liebe – Briefe des Erwachsenen	501
VIII.1	Welt des Todes	502
	Tod und Leben S.502 – Tod des Bruders S.504 – Trost S.506	
VIII.2	Welten der Liebe oder ...	508
	Marianne S.508 – Mina Tobler S.518 – Der erzogene Erzieher: Max und Else S.527	
VIII.3	Zusammenfassung	529
IX	Schluss	531
	Bibliographie	536
	Danksagung	547

I Einleitung

I.1 Ein Klassiker

Die Menschheit ist ja recht lange ohne Soziologie ausgekommen. Noch vor etwa hundertfünfzig Jahren wurde bestritten¹, dass zwischen Wörtern wie „Volk“, „Nation“ und „Wirtschaft“ Platz für ein weiteres sei, etwa „Gesellschaft“ oder „das Soziale“; und zwischen Geschichts- und Wirtschaftswissenschaften hat man die Notwendigkeit einer weiteren spezialisierten Wortmacherei nicht eingesehen². Denn darum handelt es sich ja. Um neue oder auf neue Weise gebrauchte Wörter, die jemand hinschreibt und drucken lässt, und mit denen er es ausspricht: es gibt da etwas, eine Schwierigkeit, eine Frage, einen Gegenstand, der vorher nicht gesehen worden war. Was dann, und irgendwo hier liegt ein Geheimnis, von Mitmenschen angenommen, Gegenstand einer Vereinigung und einer Fachzeitschrift, von Universitäten gebilligt und von Ministerien bezahlt wird, obwohl es, so viel ist im Falle der Theoretischen Soziologie einmal sicher, keinerlei ersichtlichen praktischen Nutzen hat.

Ganz so geheimnisvoll tritt, was Max Weber tut, allerdings nicht in die Welt. Er schöpft nicht aus dem Nichts. Denn es gibt zu seiner Zeit längst etwas, was man Soziologie nennt, und wo das herkomme zu erzählen, das wäre eine lange Geschichte. Aber das ist auch gar nicht so dringend, wenn man die heutige Soziologie im Auge hat. Die schreibt sich von Weber und einigen Zeitgenossen her, nicht aus dem neunzehnten Jahrhundert, welches bereits mehrere Soziologien oder Gesellschaftslehren hervor gebracht hatte. Zu Beginn des zwanzigsten tritt nun Weber als jemand auf, welcher erklärt, was eigentlich damit gemeint sein müsse, wenn einer von „Soziologie“ spricht. Das heißt, Max Weber räumt alles weg, was bislang unter der Flagge der Gesellschaftswissenschaft gesegelt war, behält nur die Fahne in der Hand und steckt sie etwas Neuem auf, was er selbst hingestellt hat. Und das ist ein wichtiger Teil dessen, was wir noch heute unter „Soziologie“ verstehen: das bleibt an Weber gebunden. Nicht nur an ihn, aber Weber ist ein besonders wichtiger – wie man sagt – Klassiker.

Dieser Begriff fügt sich in den Rahmen der Erfahrungswissenschaft ja nicht leicht ein. Max Weber hat es in „Wissenschaft als Beruf“ selbst ausgedrückt: es solle „nicht nur unser aller Schicksal, sondern unser aller Zweck“ sein, „überholt zu werden“, während die Wissenschaft „in das Unendliche“ fortgeht. Wenn das umstandslos zuträfe, könnte die Rolle des bedeutenden einzelnen Forschers als „obliteration by incorporation“ (Merton) beschrieben und der Ehrentitel des Klassikers nach längerem Verfahren denjenigen zugesprochen

1 Heinrich von Treitschke: Die Gesellschaftswissenschaft. Ein kritischer Versuch, Leipzig (Hirzel) 1859.

2 In Deutschland war das so, in Frankreich und Großbritannien nicht. Was man natürlich mit dem „deutschen Sonderweg“ (Plessner) in Verbindung bringen kann. Aber wozu? Die Soziologien sind ja kaum zu vergleichen. Vgl. Wolf Lepenies: Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft, Frankfurt (Fischer) 2. Aufl. 2006, S.283-289.

werden, deren Werk die Arbeit der Folgegenerationen beeinflusst oder geprägt hätte. Diese Forscher zeichneten sich dadurch aus, dass ihre „Erkenntnisse, Begriffe und Konzepte in den universalen Korpus des allgemeinen Wissens der Menschheit integriert wurden, ohne dass“ sie selbst als „Schöpfer mitassoziiert würden.“¹

Webers Werk hat solche Auflösung nicht erfahren. Seine Bedeutung scheint an den hinterlassenen Schriften selbst zu haften. Zwar ist sein indirekter Einfluss, vermittelt etwa über Parsons oder über Lukács, bei der Herausbildung von Schulen in verschiedenen Disziplinen bemerkenswert. Auch geht, im Feuilleton wie in zeitkritischen Erörterungen, weiterhin die Protestantismus-These um: „*elle ne cesse de resurgir*“ (Braudel).² Doch hat die fachlich gebundene Diskussion sich kaum vom Text gelöst. „Modernisierung“, „Rationalisierung“ und „Entzauberung der Welt“, „Kapitalismus als Schicksalsmacht“ – einander folgende, sich gegenseitig kritisierende Deutungen dieser Begriffe kehren immer wieder zu den Schriften zurück, welche im Übrigen selbst Gegenstand unermüdlicher Editionsarbeit geworden sind. Was Max Weber als Theorie zugerechnet wird, kommt nicht von seinem Wort frei.

Er geht dabei nicht im universitären Wissenschaftstreiben auf. In Deutschland pflegen, bis in die sechziger Jahre hinein, vor allem Einzelgänger das Werk des großen Soziologen (Kaesler).³ Webers Nachleben bleibt an „Schlüsselfiguren“ gebunden: Privatgelehrte wie Johannes Winckelmann, Soziologen wie Tenbruck, Philosophen wie Löwith und Jaspers, auch Politiker wie Theodor Heuss. Von keiner institutionellen Vorgabe gedrängt, auch nicht mehr (nach Marianne Weber und Baumgarten) durch persönliche Bekanntschaft geprägt, verteidigen sie die Hinterlassenschaft des Mannes, den mehrere von ihnen gar als „Erzieher“ sehen, in romantischer Tradition als Meister oder „großen Mann“ (Hennis) darstellen – gegen die vermeintliche Gleichgültigkeit der Welt, über jede dagewesene Interpretation hinaus, jenseits auch der Fachbindung. Webers Schriften erscheinen als unerschöpfliche Quelle, Ziel immer neuer Anstrengungen.

Inzwischen in Universitätsinstituten, in Kongressen und im großen Editionsprojekt institutionalisiert, trägt die Beschäftigung mit Weber heute vielleicht weniger deutlich die Zeichen persönlicher Hingabe. Die einen arbeiten dominante Argumentationslinien heraus oder überführen solche gleich in ihr eigenes Arbeiten, andere suchen, den Klassiker vor Vereinfachungen zu bewahren und weisen jeweils auf das hin, was, einseitig gedeutet oder übersehen, übrig bleibt. Das hört nicht auf, eins entzündet sich am andern. Stets lebt der Verdacht fort, es stehe noch etwas im Werk, was bislang nicht recht verstanden, der Aufhellung harrt. Man arbeitet weiter. Aber was hat diese

1 Dirk Kaesler: *Klassiker der Soziologie 1. Von Auguste Comte bis Alfred Schütz*, München (Beck) 5. Aufl. 2006, S.29.

2 zit.n. Hinnerk Bruhns: Max Webers „Grundbegriffe im Kontext einer wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen, in: Klaus Lichtblau (Hg.): *Max Webers 'Grundbegriffe'*. Kategorien der kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschung, Wiesbaden (Verlag für Sozialwissenschaften) 2006, S.151-183.

3 Dirk Kaesler: *Die Zeit der Außenseiter in der deutschen Soziologie*, in: Karl-Ludwig Ay und Knut Borchardt (Hg.): *Das Faszinosum Max Weber*, Konstanz (uvk) 2006, 168-193.

emsize Tätigkeit zum Gegenstand? Weber den Großen, das Genie, eine seine Zeit weit überragende Existenz? Zunächst doch nichts als das geschriebene Wort. Warum übt es, bis heute, diese Faszination aus? Worin besteht der „Überschuss“, das „Mehr“ im Verhältnis zu aller Deutung?

1.2 Gründungsakt

Jahrzehntelang sind Webers „Soziologische Grundbegriffe“ als erster Teil von „Wirtschaft und Gesellschaft“ erschienen. Ob die Herausgeber nach Webers Tod gut daran getan haben, das in dieser Form zu veröffentlichen, spielt keine große Rolle. In jedem Fall handelt es sich hier um einen Gründungsakt oder besser: um eine Neugründung.

In zwei aufeinander bezogenen, zusammen ein einziges Werk bildenden Paralleltexten entfaltet sich ein Projekt, ein Entwurf des Verfassers, das heißt seiner Wissenschaft und seiner selbst. Die Form weicht von der herkömmlichen der wissenschaftlichen Arbeit ab. Ein Teil ist klein gedruckt, einer normal; einen Anmerkungsteil gibt es nicht: Literaturangaben sind ins Kleingedruckte eingefügt. Ein kleinbuchstabiger Text geht zum Beispiel als „Vorbemerkung“ der gründenden Definition im Haupttext voraus. Könnte man diese doch offenbar als weniger wichtig markierte „Bemerkung“ auch überspringen? Einem Leser, der das täte, bliebe der Hintergrund von Webers Definition verborgen. Er fände sich unmittelbar der Wortbestimmung „Soziologie soll heißen“ gegenüber, ohne zu wissen, wer sie warum mit welchem Anspruch ausspricht. Eine Begründung im logischen Sinne gibt allerdings auch die „Vorbemerkung“ nicht, eher so etwas wie eine „Gründung“.

Der Verfasser geht darin zunächst auf den Anspruch des Werke ein. Er wolle Begriffe genauer klären, als das bislang der Fall gewesen sei.¹ Dann nennt er Literatur zum Thema. Die Vorbemerkung hat also zum Teil auch den Charakter einer Fußnote². Die Werke, welche dort genannt werden, sind allerdings weder als Autoritäten, als Stützen für das zu verstehen, was im Folgenden getan werden soll, noch zitiert der Verfasser einfach Dokumente. Um was handelt es sich?

Da steht, Tönnies „Gemeinschaft und Gesellschaft“ sei „ein schönes Werk“, doch scheint in solcher Schönheit das Interesse sich zu erschöpfen. Ein Werk von Stammler, heißt es hingegen, sei „stark irreführend“, während Georg Simmel gewisse Begriffe nicht hinreichend unterscheide. So scheint es nur zwingend, dass jemand begrifflich einmal nach dem Rechten sehe. Das erklärt der Verfasser zu seiner Absicht: es gehe ihm ja nur darum, schreibt er in vorsichtigen Komparativen, „in [...] zweckmäßigerer und etwas korrekterer Aus-

1 Als zu definierende, vom anderweitigen Sprachgebrauch abgegrenzte setzt er sie in Anführungsstriche. Da sind umständliche Erklärungen eigentlich unnötig. Vgl. Klaus Lichtblau: Zum Status von „Grundbegriffen“ in Max Webers Werk, in Klaus Lichtblau (Hg.): Max Webers ‚Grundbegriffe‘. Kategorien der kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschung. Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften), 2006, S.242-256, S.252.

2 Anthony Grafton: The footnote: a curious history, London (Faber and Faber) 1997.

drucksweise zu formulieren, was jede empirische Soziologie tatsächlich meint“. Im Folgenden werde, so also der Anspruch, das klar ausgedrückt, was eigentlich alle immer schon hätten sagen sollen. Weber gibt den anderen die Sprache, die ihnen fehlte, gleich so, als erlöse er ihre im Unklaren gefangenen Intentionen.

Der Verfasser erklärt also nicht aus dem Nichts heraus seine neue Wissenschaft. Das Wort „Soziologie“ ist bereits da und es gibt auch schon Bücher darüber. Die erklärt er für unzureichend. Damit hat er seinen Ausgangsstandpunkt. Er steht auf einem Scherbenhaufen.

Aber wer ist er? Zu Beginn der „Vorbemerkung“ tritt der Schreibende hinter den Text zurück. Grammatisches Subjekt ist „die Methode“:

Die Methode dieser einleitenden, nicht gut zu entbehrenden, aber unvermeidlich abstrakt und wirklichkeitsfremd wirkenden Begriffsdefinitionen beansprucht in keiner Art: neu zu sein. Im Gegenteil wünscht sie nur, in – wie gehofft wird – zweckmäßigerer und etwas korrekterer (eben deshalb vielleicht pedantisch wirkender) Ausdrucksweise zu formulieren.¹

Die Methode beansprucht, die Methode wünscht, die Methode formuliert.² Mit all ihren Ansprüchen, Wünschen und Ausdrucksweisen ersetzt sie das schreibende Subjekt. Genauer: der Autor ist in ihr verschwunden, bringt doch scheinbar die Methode den sprachlichen Ausdruck hervor. Ist es naiv, darauf hinzuweisen, dass ein Handlungssubjekt „Methode“, welches wünschen könnte, gar nicht existiert? Es handelt sich ja nur darum, „zweckmäßiger und korrekter“ auszudrücken, was von anderen schon gemeint sein muss. Außerhalb der Ausdrucksweise ist die Methode nichts. Die Methode ist in der Sprache. Und dahinter wäre – nichts?

Immer noch im Nebentext, in den bibliographischen Hinweisen, welche die Vorbemerkung zu den „Grundbegriffen“ abschließen, tritt das bislang verborgene, aktuelle „ich“ dann doch noch auf.

„Methodisch weise ich auch hier, wie schon öfter, auf den Vorgang von F. G o t t l in der freilich etwas schwer verständlich geschriebenen und wohl nicht überall ganz zu Ende gedanklich durchgearbeiteten Schrift: 'Die Herrschaft des Worts' hin, sachlich auch auf das schöne Werk von F. T ö n n i e s, 'Gemeinschaft und Gesellschaft'. Ferner auf das stark irreführende Buch von R. S t a m m l e r, 'Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung' und meine Kritik dazu im Archiv f. Sozialwissensch. XXIV (1907), welche die Grundlagen des Nachfolgenden vielleicht schon enthielt. Von S i m m e l s Methode (in der 'Soziologie' und in 'Philos. des Geldes') weiche ich durch tunlichste Scheidung des g e m e i n t e n von dem objektiv g ü l t i g e n 'Sinn' ab, die beide S i m m e l nicht nur nicht immer scheidet, sondern oft absichtsvoll ineinander fließen lässt.“³

1 MWG I/23 S.147. Auch: Max Weber: Wirtschaft und Gesellschaft (hg. v. Johannes Winkelmann), Tübingen (Mohr Siebeck) 7.Aufl. 1980, S.1.

2 Handelt es sich um einen Fehler? „Die Methode“ ist einziges mögliches Bezugswort des Pronomens, „sie (wünscht)“, weil „Begriffsdefinitionen“ in der Mehrzahl steht.

3 MWG I/23 S.148; WuG S.1.

Wer hier schreibt, „ich“, versieht sich zugleich mit einer Geschichte. „Auch hier“ weist der Verfasser auf ein Werk, „wie schon öfter“. Er wiederholt sich also, und nimmt *to constancy confined*, zugleich die Konturen einer Person, einer konstanten Ideenquelle an. Das ist notwendig, denn die nachfolgenden Bewertungen wollen verankert sein, sind sie doch kaum wissenschaftlicher Natur: „schwer verständlich“, „schön“. Der Hinweis auf die Einheit einer weiterhin schreibenden, wertenden Person kehrt auch wieder: elliptisch in Folgesatz („Ferner ...), als Possessivadjektiv „meine Kritik“, „ich weiche“ (und tue, was „tunlichst“ zu tun ist). „Ich“ verweist auf seine Vergangenheit (von Texten, was sonst) und bekundet Beständigkeit, Gründlichkeit (seit mehr als zehn Jahren wird von ihm auf diesem Gebiet Irreführendes kritisiert), Selbstreflexion („meine Kritik“ enthielt „die Grundlagen des Nachfolgenden vielleicht schon“). Der Hinweis auf Stammers „stark irreführende[s]“ Buch hat ausschließlich diese Funktion. Hier wird von Stammler abgeraten; der bibliographische Hinweis gilt der Kritik, „meiner Kritik“ und entwirft die Einheit einer Person (eines Projekts). Ich gibt sich eine Geschichte. Aber die Frage bleibt: Was ist das für ein „ich“? Was für einer spricht? Stammler wirft der Verfasser hier vor, seine Texte seien „stark irreführend“: das könnte einfach eine Folge mangelnder Geistesgaben sein, doch führt es jedenfalls vom rechten Weg ab. Zu Gottl schreibt er, dieser habe seine Schrift „nicht überall ganz zu Ende durchgeformt(en)“: es habe hier also an Konstanz gefehlt, oder an Charakter, wenn man so will. Schließlich will, wer da schreibt, zwei Begriffe trennen, welche „Sim mel nicht nur nicht immer scheidet, sondern oft absichtsvoll ineinander fließen lässt.“ Eine Frage der Moral, so viel ist klar. Wer da schreibt, nennt hier also keine Stützpunkte, sondern markiert Unterschiede. Er, gibt er hier zu verstehen, werde vielleicht besser denken, ganz gewiss aber es nicht an Charakterstärke und Lauterkeit fehlen lassen. Der Befreier unaus-gesprochener, unerlöster Intentionen, dieser Zauberer, bezieht aus der Moral seine Macht. Das ist, was den anderen gefehlt hat.

Solcher Art ist also die Funktion des zweiten Teils der „Vorbemerkung“. Sie zeigt: Es ist ein Mann mit einer Geschichte, der da schreibt, ein sich selbst Gleicher, ein redlicher Mensch zudem. Warum hebt er das hervor? Was folgt, kann sich auf keine Instanz als das berufen, was hier geschrieben steht. Der Verfasser ist sein eigener Garant.

Auf den Resten der zerschmetterten Werke anderer steht nun ein rechter Mann, und der fängt neu an. In Paragraphen diktiert er seine Definitionen. Nummer eins: „Soziologie (im hier verstandenen Sinn dieses sehr vieldeutig gebrauchten Wortes) soll heißen: eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will“.¹ Der Text beginnt mit dem Wort „Soziologie“, das er ja, wie in der „Vorbemerkung“ zu sehen war, nicht einzuführen braucht – das heißt, er braucht auch nicht die Frage zu stellen, ob so etwas überhaupt ein

1 MWG I/23 S.149; WuG S.1.

Daseinsrecht habe – , und definiert es vor einem Hintergrund von anderen möglichen Bedeutungsgebungen. Denn es heißt, es „soll“¹ heißen, „im hier verstandenen Sinne“, nicht: es 'muss'. Das darf allerdings wohl nicht als Offenheit verstanden werden. Andere Möglichkeiten werden erstens nicht genannt. Und zweitens heißt es in der Vorbemerkung, „jede empirische Soziologie“ meine „tatsächlich“ das in den Definitionen Ausgedrückte. Also müsste es „muss heißen“ heißen? Das steht aber nicht da. Warum „soll heißen“? Wer hier schreibt, tut das nicht im Namen einer allgemeinen Notwendigkeit. „Soll heißen“ wird in der Regel in explikativer Funktion verwendet, was auch Weber nicht fremd ist². Doch hier steht kein Komma und kein Gedankenstrich nach „Soziologie“. Das ist kein deutendes Sollen. Daher ist es normativ zu verstehen, im Sinne von: du musst, das sagt jemand.

Sie sind nicht so zahlreich, die sprachlichen Elemente, welche in einem Handbuch für Weltengründer unter „Hinstellen“ zu verzeichnen wären. Aus der Mathematik kennen wir den Gebrauch des einfachen Konjunktiv I: „Eine Abelsche Gruppe heiße ..“. In der Mathematik bleibt auch in der Wiederaufnahme die Luftigkeit des Unternehmens erhalten: alles geschieht im Konjunktiv I, der Verbalform für das, was unentschieden zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit schwebt³. Bei Weber wird im Vergleich das dezisionistische Element hörbar: „Soziologie soll heißen“. Mit dem Modalverb bleibt nämlich der Bezug auf denjenigen deutlich, dessen Entscheidung dergestalt referiert wird. Dieser Bezug auf eine zugrunde liegende Entscheidung kommt in der mathematischen Schöpfungsformel nicht vor. Ob es hieran liegt, dass es in mathematischen Abhandlungen um Abelsche Gruppen geht, von deren Erfinder aber niemals die Rede ist, während „Verstehende Soziologie“ an Namen und Person des Schöpfers gebunden bleibt?

'Jemand sagt, du sollst..'. Also wer? Wer da Gebote erzeugt, steht hinter dem Text: es kann nur der sein, den wir mit Verfasser ansprechen. Der diktiert also ein Gebot, und zwar an den folgenden Text selber. Das steht ihm ja frei. Er definiert damit eine Welt, in welcher das zitierte Gebot gültig ist. Aber warum sollte sich der Leser die Mühe machen weiterzulesen? Er muss etwas glauben. Das ist der *Suspension of disbelief* nicht unähnlich, welche Coleridge⁴ zufolge jedem Leser narrativer literarischer Texte abgefordert wird: wer liest, muss, was er sonst noch denkt oder glaubt, außen vor lassen, und zwar gleichsam auf

1 Hier könnte theoretisch auch die Funktion des Verbs „sollen“ in Anspruch genommen sein, bei der eine „modalisierte Einstellung zur Geltung einer Prädikation“ ausgedrückt wird. Dafür fehlt hier aber jeder Anhaltspunkt: Modalpartikel oder Rückinfinitiv zum Beispiel. Vgl. Harald Weinrich: Textgrammatik der deutschen Sprache, Hildesheim usw. (Olms) 4. rev. Auflage 2007, S.309, 313.

2 Explikativ: „Alle Untersuchungen stimmen darin überein, dass die »geistigen« Bedingungen der Arbeit, – das soll heißen: die Art der Inanspruchnahme des Zentralnervensystems“ (MWG I/11, 236) Kritisch (Ungenauigkeit korrigierend) explikativ: „wirtschaftlicher' — soll heißen: 'wirtschaftlich relevanter'“ (WL 139).

3 Dann gibt es allerdings in Lehrbüchern die Tendenz, den Schöpfungsakt gänzlich zum Vergessen zu bringen. Siegfried Bosch: Algebra, Berlin (Springer) S.13: Greift mit „nennt man“ oder „heißt“ auf einen bereits als etabliert vorausgesetzten Sprachgebrauch zurück und bringt den Schöpfungsakt zum Verschwinden.

4 Samuel Taylor Coleridge: The Collected Works, Princeton University Press.1983, S.236.

Kredit: er gewährt dem Autor in der Hoffnung Vertrauen, dafür etwas Spannendes, Unterhaltsames oder Lehrreiches zu lesen. Um das zu tun, braucht er Gründe: den Namen eines sonst geschätzten Verfassers oder eben einen 'packenden' Anfang. Das ist übrigens keine psychologische, sondern eine moralische Frage. Der Leser schließt gegen bestimmte Versprechungen einen Pakt mit dem Verfasser. Und in „Wirtschaft und Gesellschaft“? Es ist ja nicht so, dass hier die Entscheidung für die gegebene Definition in irgendeiner ersichtlichen Form begründet würde. Die ist einfach hinzunehmen. Woher nimmt der Leser das Vertrauen, das doch nötig ist, um sich auf das mühsame Geschäft einzulassen und in diese vom Verfasser definierte Welt einzutreten? Nun, erstens verfügt er über die Informationen, welche den Text umgeben: der Name des ehrwürdigen Verlags, ein Professorentitel vor dem Namen des Verfassers¹, welcher vielleicht ja auch bekannt ist? Das ist noch nicht viel. Doch mit seiner „Vorbemerkung“ scheint unser Mann sich als Gesetzgeber qualifiziert zu haben.

„Soziologie soll heißen“ – eine Definition, mehr: eine Festlegung (ohne explizite Einschränkung) für alles Weitere im Text, für andere? Es ruft etwas ins Leben. Ja, es hat vorher die Soziologie gegeben, aber das spielt keine Rolle mehr. Man könnte sagen, es handle sich um einen thetischen Sprechakt², dem Akt des Gesetzgebens vergleichbar. eine Äußerung, welche die Sachlage erzeugt, welche sie zum Inhalt hat³. Dem entspräche auch die äußere Gestalt der Weberschen Arbeit. Sie ist ja auf den ersten Blick kaum als wissenschaftlicher Text zu erkennen. Die Gliederung in Paragraphen und, wie soll man das nennen? Artikel und Sätze? 1, 2, 3, a, b, c, α , β , γ .. mit Querverweisen „§1 Ziff. 1“! So nimmt die neue Wissenschaft die Form eines Gesetzeswerks an, die einer hierarchisch gegliederten Welt. Aber in welchem Sinne gibt Weber Gesetz?

In „der Theorie der performativen Äußerungen, von Austin bis Benveniste, von Searle bis Wamock“, wäre eine solche Erzeugung von etwas stets an eine Institution gebunden⁴. Hier gibt es keine. An Stelle der Institution steht nur der Verfasser selbst, ein Selbstgesetzgeber.

Aber worum handelt es sich eigentlich? „Soziologe soll heißen ...“: „eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will“. Der Satz macht eine Existenzvoraussetzung: es gibt etwas, was wir „soziales Handeln“ nennen. Die wird allerdings schon in den nächsten beiden Sätzen wieder aufgelöst. „Handeln“ soll dabei ein menschliches Verhalten (einerlei ob äußeres oder innerliches Tun, Unterlassen oder Dulden) heißen, wenn und insofern als der

1 Das kann man natürlich „paratextuelle“ Elemente nennen, aber was ist damit gewonnen? Vgl. Gérard Genette: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches, Frankfurt (Suhrkamp) 2001. Kurios ist dabei, das der Originaltitel des Buches auf Französisch einfach „Schwellen“ lautet (Seuils) und erst der deutsche Verlag die Sache wissenschaftlich aufzumöbeln gesucht hat.

2 Maria-Elisabeth Conte (Hg.): La linguistica testuale, Milano (Feltrinelli) 1981.

3 Bice Mortara Garavelli: Le parole e la giustizia. Divagazioni grammaticali e retoriche su testi giuridici italiani, Torino (Einaudi) 2001.

4 Angiola Filipponio: Enunciazioni performative e linguaggio giuridico, Milano 1994, zit. n. Mortara Garavelli, S.59.

oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven Sinn verbinden“.¹ „Handeln“ wäre dergestalt durch „menschliches Verhalten“ erklärt, was wiederum in der Klammer als Tun oder Lassen erläutert wird. Der „Sinn“ wiederum wird dann im Kleingedruckten genauer erläutert, zudem in einem konditionalen Nebensatz eingeführt: es ist also keineswegs behauptet, es gebe tatsächlich diesen „Sinn“. Die einzigen wirklichen Existenzbehauptungen im genannten Satz wäre: es gibt (lebende) Menschen. Denn dass Tun oder Lassen, also Nichttun gebe, das könnte auch wegbleiben, denn es ist als Alternative von zwei Gegensätzen in jedem Fall wahr. Alles, was der Verfasser hier voraussetzt, ist: es gibt Menschen.

Die Besonderheit von Webers Vorgehens wird im Vergleich zu einem Denker deutlich, welcher zur selben Zeit schreibt und gleichfalls heute zu den Klassikern der Soziologie zählt, nämlich Georg Simmel. In dessen Werk „Soziologie“² von 1908 müsste man die Definition von Soziologie erst suchen. In einem kurzen Vorwort hatte Simmel darauf hingewiesen, dass die Soziologie „ihre Formel in keinem Bezirk anerkannter Untersuchungen vorgezeichnet“ finde und deshalb das erste Kapitel die Frage, was Soziologie eigentlich sei, erst entwickeln müsse. Den Leser hatte er gebeten, „diese eine Fragestellung (...) ununterbrochen festzuhalten“, „da sonst diese Seiten als eine Anhäufung zusammenhangloser Tatsachen und Reflexionen erscheinen könnten“³.

In der Tat, das erste Kapitel „Das Problem der Soziologie“, ist 28 Seiten lang. Es beginnt mit einem durch „wenn“ eingeleiteten Nebensatz; der Gesamtsatz ist 8 Zeilen lang. Wer hier schreibt, setzt also einen geduldigen Leser voraus. „Wenn“: das ist, anders als etwa in Kants berühmtem Anfang⁴ mit „ob“ keine Frage, sondern schickt – jedenfalls hier – eine Behauptung als Voraussetzung voran. Das könnte man jedenfalls meinen. Denn genau besehen handelt es sich um kein konditionales „wenn“, sondern um ein verstecktes adversatives „wenn auch“, was allerdings erst im mit „so ist es doch“ eingeleiteten Hauptsatz deutlich wird.

„Wenn es richtig ist, dass das menschliche Erkennen sich aus praktischen Notwendigkeiten entwickelt hat, weil das Wissen des Wahren eine Waffe im Kampf ums Dasein ist, sowohl gegenüber dem außermenschlichen Sein wie in der Konkurrenz der Menschen untereinander – so ist es doch an diese Herkunft längst nicht mehr gebunden, und ist aus einem bloßen Mittel für die Zwecke des Handelns selbst zu einem endgültigen Zwecke geworden“.⁵

1 MWG I/23 S.149; WuG S.1.

2 Es handelt sich um einen systematischen Text, welcher durch „Exkurse“ unterbrochen wird. Da scheint Lepenies' Behauptung „selbst Simmels Soziologie, 600 Seiten stark, ist ein Mosaik aus Essays“ doch übertrieben, und belegt ist sie auch nicht. Im Allgemeinen soll hier der gängigen Darstellung Simmels als des Stilmodernisten widersprochen werden. Vgl. Lepenies S.290.

3 Georg Simmel: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1992, S.9.

4 Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft, Frankfurt (Suhrkamp) 1974, S.20 (Zweite Vorrede).

5 Simmel S.13.

Das „wenn“ führt also in die Irre. Keineswegs ist in diesem Satz die Möglichkeit einer Verneinung vorgesehen, wie man sie bei einem „wenn – dann“-Satz erwarten würde. Leicht maskiert, stehen dergestalt einfach zwei dogmatische Behauptungen nebeneinander.

(1) das „menschliche Erkennen“ habe sich „aus praktischen Notwendigkeiten“ entwickelt und sei „eine Waffe im Kampf ums Dasein“,

(1) es sei aber „zu einem endgültigen Zwecke geworden“.

Die könnte ein Leser naturgemäß auch bestreiten. Verschiedene implizite Voraussetzungen hinzugefügt, etwa die, es gebe einen „Kampf ums Dasein“, hängt diese ganze Hinführung zur Soziologie, das Wort tritt erst in der zweiten Hälfte der ersten Seite auf, doch von erstaunlich zahlreichen Voraussetzungen ab. Das ist wohl auch unvermeidlich, denn sachlich und zeitlich wird hier ein weiter Bogen gespannt. Sachlich geht es um die Rolle der menschlichen Erkenntnis zwischen praktischen Interessen und Fühlen einerseits und theoretischer Orientierung andererseits. Diesem weiten sachlichen Horizont entsprechend umarmt auch im implizierten Zeitbezug der Text von den Ursprüngen der Menschheit (Ursprung der Erkenntnis) bis zur jüngsten Vergangenheit (Arbeiterbewegung) die gesamte Menschengeschichte. Was der Verfasser hier eigentlich tut, ist: er setzt dem Leser eine ganze Weltdeutung vor. Sollte dieser die nicht annehmen, würde er niemals zur Soziologie gelangen. Denn diese Weltsicht wird im Folgenden vorausgesetzt. „So sind die Ansprüche, die die Wissenschaft der Soziologie zu erheben pflegt, die theoretische Fortsetzung und Abspiegelung der praktischen Macht, die im neunzehnten Jahrhundert die Massen gegenüber den Interessen des Individuums erlangt haben“. Das ist zirkulär. Er behauptete zwar, die Soziologie erst definieren zu wollen. Aber dabei setzt er bereits soziologische Begriffe voraus. Das wäre nicht unbedingt ein Problem: als verstehende Disziplin ist Soziologie notwendigerweise zirkulär. Sie muss mit einem Alltagsvorverständnis arbeiten, das naturgemäß Ansichten des Sozialen in sich enthält. Aber das betrifft die Praxis und nach Möglichkeit nicht die Begründung. Zudem setzen die Begriffe „Masse“ und „Abspiegelung“ praktischer Interessen schon ziemlich viel voraus. Man kann ohne Soziologie eben schlecht erklären, wieso eine „Gesellschaft“ Soziologie produziert¹, also wäre es nicht ungeschickt, erst die Fundamente dieser Disziplin zu legen und dann von innen zu erläutern, wie die Welt gemacht ist.

Simmel ist ausführlich, nimmt die zeitliche Vorgabe der Weltgeschichte auf, gibt sich dabei zahlreiche Blößen und argumentiert logisch nicht ganz einwandfrei. In Webers „Wirtschaft und Gesellschaft“ wird nur auf eine bestehende, aber unzulängliche Literatur verwiesen, indirekt auf den Verfasser selbst, und von so etwas wie Wirklichkeit nur eins vorausgesetzt: Es gibt Menschen (mehrere: deshalb ist soziales Handeln denkbar). Weber setzt nichts voraus außer „sich selbst“, das heißt: den Verfasser, die anderen Menschen und das Thema: Soziologie. Simmel setzt eine Welt voraus, Weber schafft eine. Wie

1 Niklas Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/Main 1997, S.866-1142.

kommt das? Der eine sieht sich, den Schreibenden, in der Welt, der andere nicht. Nicht mehr. Da ist etwas geschehen.

Simmel wird heute sicher nicht zu Unrecht als einer der Gründerväter der Soziologie betrachtet. Doch was seine Vorgehensweise bei der Einführung seiner Disziplin betrifft, ist er, im neunzehnten Jahrhundert stecken geblieben. Er hat zwar zugleich den Systematizitätsanspruch, welcher für die professorale Schriftstellerei des neunzehnten Jahrhunderts so typisch ist¹, mit seinen „Exkursen“ durchbrochen und im Übrigen der Form des Essays zum Durchbruch verholfen. Doch bleibt sein Modernismus unentschlossene Geste. Weber hingegen hat die Welt zum Verschwinden gebracht, wie in den „Soziologischen Begriffen“ sichtbar wird, und baut sie dann Stück für Stück wieder auf. Weber ist der Gründer, Simmel nicht². Was ist geschehen? Der Zweck der folgenden Arbeit wird sein, das zu untersuchen.

Doch noch ist die Definition Webers nicht vollständig betrachtet. Es folgt: „eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will“. Das sind Alltagsworte: denkbar natürlich käme diese Definition daher, wäre da nicht dieser Rückbezug innerhalb des Relativsatzes „und dadurch“. Auffällig scheint zunächst vielleicht auch das Partizip Präsens „deutend verstehen“ – wie denn sonst, wenn nicht deutend? Nun, wer die Leute nicht versteht, könnte sie ja einfach nach ihren Absichten fragen, statt ihr Handeln zu deuten. Das ist also nicht vorgesehen. Und vorausgesetzt ist offenbar auch: dass zunächst nicht versteht, wer erst deutet. Mit einem solchen 'deutenden Verstehen' wird also Distanz erklärt: Abstand von einem möglichen Zustand, in dem das Handeln der anderen schon verstanden wäre, und zugleich geistige, räumliche oder zeitliche Entfernung von dem, was Menschen von selbst erklären würden.

„Deutend verstehen und dadurch [...] erklären“? Warum dieser komplizierende zweite Teil des Relativsatzes? Versteht sich das nicht von selbst? Ein Beispiel: eine Frau schlägt einen Mann. Das könnte man etwas 'deutend verstehen': sie hasst ihn. Nun ist diese Auslegung, sofern der im Übrigen nichts entgegen steht, zugleich auch die Erklärung ihres Handelns: man sagt, sie schlage ihn, weil sie ihn hasse. Normalerweise ist ein Tun oder Lassen verstanden – sofern man dieses Verstehen für nötig hält, was sich ja auch nicht von selbst versteht –, wenn es auch erklärt ist, und zwar vollständig. Warum erwähnt der Verfasser das in dieser durch das Präpositionalpronomen etwas

1 Zum Beispiel: Albert Schaeffle: Bau und Leben des Sozialen Körpers : enzyklopädischer Entwurf einer realen Anatomie, Physiologie und Psychologie der menschlichen Gesellschaft; mit besonderer Rücksicht auf die Volkswirtschaft als sozialen Stoffwechsel (zwei Bände), Tübingen (Laupp) 1896.

2 Passend dazu etwa: „Wenn sich seit Webers und Simmels Zeiten etwas geändert hat, so ist es die zunehmende Institutionalisierung und Professionalisierung der Soziologie. Da sie endlich von der Bürde befreit sind, die Existenz der Soziologie als eigenständige akademische Disziplin legitimieren zu müssen, dürfte heutigen Soziologen eigentlich nichts mehr im Wege stehen, sich dem soziologischen Programm Georg Simmels zu verschreiben.“ Brigitta Nedelmann: 'Psychologismus' oder Soziologie der Emotionen? Max Webers Kritik an der Soziologie Georg Simmels, in: Otthein Rammstedt (Hg.): Simmel und die frühen Soziologen. Nähe und Distanz zu Durkheim, Tönnies und Max Weber, Ffm Suhrkamp 1988, S.11-35, S.31.

verschraubten Weise? Er muss sich hier auf etwas beziehen, was er unerwähnt lässt. Es sind Schriften anderer Männer. Ein Blick etwa in Diltheys „Einleitung in die Geisteswissenschaften“¹ oder andere Werke der Zeit könnte einen Grund für die Auffälligkeit der Weberschen Formulierung liefern: in der textlichen Umwelt von Webers „Grundbegriffen“ werden tatsächlich Verstehen und Erklären als zwei Prinzipien entgegengesetzt, welche jeweils Natur- und Geisteswissenschaften begründeten. Wie es dazu aber kommen können, ist hier nicht zu analysieren. Und darüber, was er im Einzelnen zu dieser Gegenüberstellung zu sagen hätte, lässt der Verfasser den Leser im Dunkeln. Dass er sie hier für schon überwunden erklärt, ist immerhin klar.

Dergestalt über die Ränder des Textes hinausgewiesen, findet sich der Leser in einen Raum von Bezügen versetzt, von Schriften anderer, welchen es zu erkunden gilt, wenn Verständnis dessen das Ziel ist, was Weber hier tut. Das Ziel solcher Ausflüge wird in der Regel schon von diesem selbst genannt. Dann und wann führt der Verweis auf weitere und es wird zwingend erscheinen, auch das zu betrachten, was unser Klassiker gerade nicht erwähnt. Wenn im Folgenden also, wie man von außen sagen könnte, eine immanentistische Position eingenommen wird, so führt diese doch selbst über sich hinaus. Für die Untersuchungen von Texten wie von Textnetzen bietet die wissenschaftliche Tradition ja dann auch, so könnte es jedenfalls scheinen, Mittel im Überfluss.

I.3 Zum Verfahren

Was Weber geschrieben hat, steht ja da. Verschiedentlich ediert und bearbeitet, doch ist im Großen und Ganzen nachvollziehbar, was in dieser Werkreproduktion geschieht. Und an Deutungsversuchen fehlt es auch nicht. Nur sind die in der Regel an der Bedeutung dessen orientiert, was Weber gesagt oder geschrieben hat. Darum geht es hier nicht. Denn die Frage war ja: wie kommt irgendwann im ersten Drittel des Zwanzigsten Jahrhunderts Soziologie in die Welt, und welche Rolle spielt dabei der „Gründungsvater“, der unerschöpfliche Klassiker Max Weber? Und dieses In-die-Welt-kommen soll an seinem Ursprungsort untersucht werden, da nämlich, wo Worte ausgesprochen oder hingeschrieben werden. Woran eben der Akt interessiert: die Tat und nicht der Sinn.

Bislang schenkt man in der Weber-Interpretation der Sprache nur geringe Aufmerksamkeit² und sucht hinter dem Wort Prinzip und Ordnung, den allem Ausdruck vorausgehenden Gedanken. Ganz so, als hinge dem Geist nur das falsche Gewand um. Das Interesse an Weber wäre dann auf die Vermutung begründet, mittels sorgfältiger Begriffsanalyse und Klärung logischer Relati-

1 Leipzig (Duncker&Humblot) 1883.

2 Ausnahmen sind, außer bei verstreuten Bemerkungen bei Hennis und Schöllgen, die Aufsätze zur Übersetzungspraxis in Klaus Lichtbau (Hg.) S.317 - 400.

onen – wie sie etwa Lichtblau¹ fordert – könne der Schatz, Webers verborgene Theorie ans Licht gebracht werden. Das Ziel solcher logisch-begrifflicher Rekonstruktionsarbeit wäre das, was Weber ‚eigentlich gesagt‘ oder besser: gemeint habe. Das setzte voraus, der Meister selbst habe sich nicht hinreichend klar ausgedrückt; noch sei es Interpreten bislang gelungen, das herauszuarbeiten, was hätte gesagt werden sollen, aber nicht gesagt worden ist. Rezeptionsgeschichte erschiene dergestalt als Umweg zu Weber, weil der gerade Weg: einfach lesen und verstehen, nicht gangbar ist. In solchem Verfahren lebt die Deutungstradition fort, bestätigt immer wieder aufs Neue, was sie eigentlich schon voraussetzt: Weber ist ein Gründer, ist und bleibt mehr und anderes als alle Deutung.

Mit diesen Bemerkungen sei nicht die Bedeutung jahrzehntelanger Arbeit hervorragender Weberdeutung bestritten. Wenn diese auch im Folgenden eher wenig zu Worte kommt, so liegt dem keineswegs die Absicht zugrunde, Geringschätzung zum Ausdruck zu bringen, es geht hier einfach um etwas anderes. Immerhin kann der Versuch semantisch-logischer Analyse sich ja auf die wiederholt vorgebrachte Kritik an Webers Stil gründen. Drückt er sich vielleicht klar aus, der „Meister“? Er schreibt oft umständlich, kompliziert. Wer Weber liest, identifiziert schon nach wenigen Seiten etwas „Typisches“, einen persönlichen Stil des Autors, den als leserfreundlich zu bezeichnen gewagt wäre. Der Weber-Leser hat unendlich scheinende Aufzählungen, mit Gedankenstrichen oder Doppelpunkten isolierten Einschübe, ausufernde Anmerkungen zu bewältigen. Er solle sich Mühe geben, habe, wie jedenfalls Marianne erzählt, Weber auf diesbezügliche Vorhaltungen geantwortet. Der Schein der Gleichgültigkeit gegenüber dem sprachlichen Ausdruck, Haltung des aller Schöngesteier fremden, dem „Sachlichen“ zugewandten Wissenschaftlers, findet allerdings in der Textgestalt keine Entsprechung. Bei genauerer Betrachtung ergibt sich die Vielfältigkeit, die Konstruiertheit der Weberschen Schrift. Jemand erzählt, er unterscheidet und erklärt, legt fest, definiert, stellt sich persönlich auf die Textbühne. Da wird auf recht komplexe Weise ein Werk und sein Autor konstruiert: Weber, der Gründer. Und dieser Aspekt erschließt sich keiner semantischen Analyse. Bei seiner Betrachtung kommt umgekehrt zum Ausdruck, was diese voraussetzt.

Die Aufmerksamkeit auf Webers Sprache, etwa die Untersuchung des Stils und der Rhetorik ist allerdings nicht einfach eine Verschiebung der Aufmerksamkeit vom Inhalt auf die Form, sondern ein Lesen, das sich unterhalb des Unterscheidung beider bewegt. Es geht nicht ums Herausschälen von Aussagen als Propositionen, aber auch nicht um die Beschreibung des Gewandes, in welche die Aussage nur gehüllt wäre. Vielmehr soll *das Aussagen*² im Mittelpunkt stehen, oder die Frage, was geschieht, indem jemand (nichts als ein unterstelltes Textsubjekt) so und so schreibt, sich im Verhältnis zu anderen Schreibenden darstellt, bestimmt, was Soziologie heißen soll. Weber wird dann nicht als „Ideenerfinder“ vorausgesetzt, sondern es wird verfolgt, wie sich sein

1 Lichtblau, a.a.O. S.11.

2 In Foucaultscher Tradition, vgl. Ulrich Johannes Schneider (2004): Michel Foucault. Darmstadt: (Wissenschaftl.Buchgesellschaft (Primus-Verlag), S.93

Schreiben ausbreitet, absetzt und an die Schrift anderer anschließt, wie dabei „Weber“ im Text entsteht – Basis aller weiteren Rede von Weber.

Es geht um ein „Aussagen“: Gewebe von Worten, mit denen etwas erreicht, etwas hingestellt, vielleicht auch in Gang gesetzt wird. Diese können gelesen, verstanden, und im Hinblick auf das betrachtet werden, was durch diese Verkettung von Äußerungen erreicht wird. Sollten zu diesem Zwecke besondere Verfahrensweisen nötig sein, besondere Begriffe? Eher nicht, denn dann drehte sich die Sache im Kreis. Es soll um die Gründung eines wissenschaftlichen Faches gehen, darum, wie es aus unser aller Sprachgebrauch herausgehoben und getauft wird. Die Untersuchung kann natürlich aus der Sicht anderer Disziplinen geschehen, aber deren Begriffe wären selbst erst wieder zu erläutern. Dieses Webersche Gründen aus der Sicht und mit den Mitteln von Poststrukturalisten oder der Fachsprachlinguistik oder gar, was als zauberische *contradictio in adiecto* umgeht, einer „objektiven Hermeneutik“ zu betrachten ist vermutlich auch interessant, aber so geriete der Akt des Begründens und Entwerfens nur aus der Sicht eines in den Blick, welcher eine Wissenschaft schon hätte und zu wissen glaubte, um was es sich handele. So wäre etwa eine Soziologie der Soziologiegründung zu gewinnen oder eine Linguistik der Fachsprachenbildung. Dabei würde eine Fülle von Voraussetzungen begrifflicher und methodischer Art gemacht, welche anderwärts zu verhandeln wären und nicht in Frage gestellt würden. Der Fachwissenschaftler glaubte sich dergestalt im Verhältnis zu Max Weber in der bevorzugten Situation dessen, welcher von einer künstlichen Insel herab etwa einem Biber zuschaute, welcher Äste zusammenträgt; doch würde er dabei wohl vergessen, dass auch das eigene Bauwerk nicht in der und nicht für die Ewigkeit gebaut sind. Wenn, wer sich da so sicher fühlt, nun selbst bald wieder ins Schwimmen geriete? Dann würde einen erhellenden Moment lang alles wertlos scheinen, was er von da oben gesehen hat.

Vollends im Kreis drehte sich die Argumentation, wenn diese Wissenschaften oder Methoden selbst schon auf so etwas wie Gesellschaftsbegriffe zurückgriffen, was sowohl bei der sich auf Foucault berufenden Diskursanalyse¹ als auch in der Textlinguistik² der Fall ist, oder wenn sie – wie die

1 Literarisch orientierte Diskursbegriffe (Barthes) und Weiterentwicklungen Foucaults (Certeau) können hier außer Betracht bleiben. Vgl. Stephan Jaeger: Historiographisch-literarische Interferenzen. Möglichkeiten und Grenzen des Diskursbegriffs, in: Daniel Fulda und Silvia Serena Tschopp (Hg.): Literatur und Geschichte. Ein Kompendium zu ihrem Verhältnis von der Aufklärung bis zur Gegenwart, Berlin – NY (de Gruyter) 2002, S.61-85. Darin auf S.63-72 ein Überblick.

2 Die Schwierigkeiten beginnen mit der Definition des Begriffes „Text“. Vgl. Angelika Linke, Markus Nussbaumer und Paul R. Portmann: Studienbuch Linguistik, Tübingen (Niemeyer) 5. erw. Auflage 2004, S.242. Kirsten Adamzik schlägt hingegen vor, auf solche Definitionsversuche ganz zu verzichten. Dann müsste sie aber angeben, was dann die Grundbegriffe ihrer Disziplin sonst sein sollen. Kirsten Adamzik: Textlinguistik. Eine einführende Darstellung, Tübingen (Niemeyer) 2004, S.31. Eine Liste von zehn verschiedenen Definitionsversuchen ebda. S.38f. Der radikalste ist wohl der von Brown und Yule: „Texts are what hearer and readers treat as texts“ (Gillian Brown und George Yule: Discourse Analysis, Cambridge (CUP) 1983, S.199.

Fachsprachenlinguistik¹ – sich auf die Existenz ausdifferenzierter Einzelwissenschaften beriefen, denn eine solche ist, als Weber spricht, noch gar nicht da.

So viel steht einmal fest: Wer Max Weber liest und dabei darauf achtet, wie der als seine Wissenschaft hinstellt, was er da schreibt – wer Weber also sozusagen auf die Schliche kommen will, sollte tunlichst selber nicht allzu viel zu verbergen haben. Fachgebundene Termini, und Spezialistentheorien werden daher besser ausgeschlossen. Kein sondersprachliches Wort unterlaufe hier, und – füge ich hinzu – kein neuer Begriff wird hier geprägt.

Ich nehme mir die Worte vor, welche jemand namens Max Weber geschrieben haben soll, und zwar sowohl das – nicht das gesamte – „Werk“ wie auch einige – nicht alle – „Briefe“. Schon in der Vorbemerkung zu den „Grundbegriffen der Soziologie“ hat sich die eigentümliche Verschränkung von persönlicher Selbstdarstellung und wissenschaftlichem Tun gezeigt, welche sich im Ganzen als für Weber typisch erweisen wird. Zudem ist das Weberbild fast seit Beginn der ihm gewidmeten Veröffentlichungstätigkeit seiner Frau mit Persönlichem, ja Intimem verschränkt.

1 Vgl. Thorsten Roelcke: Fachsprachen. Berlin (Erich Schmidt) 1999, S.21; Rudolf Beier: Englische Fachsprache. Kohlhammer, Stuttgart 1980, S.13.

II Jugendbriefe

II.1 Gymnasiastenskorrespondenz

A Im Reich der Langeweile

Ein junger Mann schreibt denen, die fern von ihm sind. Solange er bei seiner Familie wohnt, richten sich seine Briefe an einen Cousin, später, als der Student sein Heim verlassen hat, an die Eltern; wieder zu Hause, schickt er Briefe an den Onkel und die Cousine. In diesen Briefen entwirft er jeweils ein Bild von sich selbst und all dessen, was ihn täglich umgibt und beschäftigt. Dem Cousin gegenüber ist das vor allem das Reich der Schulbildung: die Worte von Cicero, Homer, Ossian bestimmen diese Welt, und Max bildet sich im Urteil über sie. Dem Vater schreibt er dann vom Kneipen und vom Fechten, beiden Eltern von Begegnungen mit Professoren und von Vorlesungen, bei der Mutter beklagt er sich über den Militärdienst, dem Onkel gegenüber zeigt er sich als einer, welche Verbindungen hat zu besonderem politischen Wissen, mit der Cousine erörtert er sein und ihr Beziehungsleben in der Familie, Marianne stellt er seine Sicht der Welt dar. Über all diesem Schreiben wird Max Weber vom Schuljungen zum Studenten und Soldaten, schließlich zum Doktoranden und Assessor, vom gehorsamen Sohn zum großen Bruder der Geschwister, zum Verlobten. Er wird erwachsen. Die Welten, die er auf diesem Weg in seinen Briefen erzeugt, entsprechen als besondere Innenansichten in vielem dem, was man nach fremden Erzählungen vom Leben von Bürgersöhnen der Zeit erwarten würde. Bevor er nur anfängt, hätte sich da also schon ein zweifacher Ausschluss vollzogen. Erstens: Er ist kein Mädchen. Er macht keine Handarbeit, kümmert sich wenig um die Alten und Kranken in der Familie, er liest keine Liebesromane und besucht keine höhere Töchter- oder Lehrerinnenschule. Ein junger Mann, geht er freilich auch nicht arbeiten. Er besucht ein Gymnasium in Charlottenburg¹, in seiner Freizeit liest er Homer und Walter Scott. Denn, zweitens: Max ist nicht arm. Die Familie ist wohlhabend. Wir wissen: Seine Mutter stammt aus einer Industriellen- und Händlerfamilie, die ein immenses Kapital aufgehäuft hat. Der Vater ist Doktor der Rechtswissenschaften und Politiker. Gehobenes Bürgertum, gebildete Leute. Jungs aus dieser Schicht spielen nicht auf der Straße, sie denken nicht an Gelderwerb, sie gehen nicht

1 Das Kaiserin-Augusta-Gymnasium Berlin war erst 1869 gegründet worden. „Zwar waren es nur karge Mittel, mit denen die junge Anstalt ausgestattet wurde. Gering war die Zahl der Lehrkräfte, gering das Gehalt der Lehrer und karg die für Lehrmittel zu verwendende Summe. Weder die Tertian noch die Sekunden waren geteilt, die Räume aber waren so klein, dass in manchen derselben sich ein Privatmann gescheut haben würde, Gäste zu empfangen. Aber eins hatte eine gütige Fee der Anstalt in die Wiege gelegt; das war ihre herrliche Umgebung. Aus den Fenstern der Klassen sah man in das Grün der Gärten“. Ferdinand Schulz: Königl. Kaiserin Augusta-Gymnasium zu Charlottenburg. XXVI. Jahresbericht Berlin 1895, S.3. Ein Stadtrandgymnasium, ganz im Gegensatz zum Joachimsthaler Gymnasium in Berlin-Mitte, das sich als Eliteschule verstehen konnte. Dazu und zu Schulpforta vgl. Wolfgang Weber: Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft, Frankfurt u.a. (Peter Lang) 1984, S.100.

einmal allein einkaufen. Ihr Leben spielt sich in Schule und Familienhaushalt, unter Umständen in Häusern anderer, sozial etwa gleichgestellter Familien ab. Eine wattierte Existenz ohne Überraschungen und Gefahren. Vielleicht hat der Schulweg Aufregendes zu bieten? In Max' Briefen findet sich jedenfalls nichts davon. Langweilt er sich? Er leugnet es: „In Berlin und außerhalb Charlottenburgs bin ich noch gar nicht wieder gewesen, leide aber doch nicht unter Langeweile“.¹ Aber etwas eintönig klingt das schon, wie Max sein Leben beschreibt.

Ironisch bemerkt er nur wenige Monate später: „Du glaubst gar nicht, wie beschäftigt der Mensch hier ist: [...] mit arbeiten, lesen, essen, schlafen“.² Deutlicher wird Max in einem Brief an die Mutter. Sie und die kleineren Geschwister sind nicht zu Hause.

„Ich für mein Teil zöge allerdings doch vor, bei Euch in Heidelberg unter Lärm und Skandal zu sitzen, als hier in poetischer Ruhe. 'Doch der Mensch hofft immer auf Besserung' sagt Schiller. Interessant ist es allerdings, hier allein zu hausen, nicht eben: Ich schwärme nicht, ich dichte nicht, was soll ich anderes tun als lesen.“³

Max erlebt nicht viel. Er hat nicht viel zu erzählen. Dieser junge Bürger, vom aktiven Leben abgeschnitten, lebt keine Gefühle aus, jedenfalls schreibt er nicht darüber. Er könnte sich ja auf Atmosphärisches verlegen, Lyrismen oder freie Reflexionen zu Papier bringen. Das tut er aber nicht. Allgemein überwiegt die Erörterung. Das ist sein Medium. Seine Individualität behauptet sich in der Welt der Gedanken. Freilich entspricht er damit nicht ganz dem Ideal der allseitig kultivierten Seele der klassischen Bildung.

B Papierwelten

Seine Lektüre führt den jungen Mann weit hinaus in fremde Welten. Was er da liest, sind vor allem Texte des klassischen Bildungskanons. Weber schreibt von Homer, von Vergil, von Herodot, Livius und Cicero.⁴ Das sind für einen preußischen Gymnasiasten freilich keine Fremden. Der lernt Griechisch und Latein, er hat täglich mit den Texten der Großen der Antike zu tun. Er bildet sich in der Auseinandersetzung mit deren Worten und Taten.

Die Mitglieder des gehobenen bürgerlichen Publikums haben einen besonderen Bildungsgang durchlaufen.⁵ Jungs besuchen das Gymnasium. Die Tradi-

1 Max Weber: Jugendbriefe, Tübingen (Mohr) 1936, S.27 (10.8.79).

2 Jugendbriefe S.30 (19.12.1879).

3 Jugendbriefe S.25 (22.6.1879).

4 9.9.1878.

5 Zum Begriff des Bildungsbürgertums vgl. Klaus Vondung: Das wilhelminische Bildungsbürgertum. Zur Sozialgeschichte seiner Ideen, Göttingen (Vandenhoeck&Ruprecht), 1976, S.9: „Überdies bildeten die meisten 'Produzenten' solch geistiger Entwürfe bis zum Ende des Ersten Weltkriegs einen relativ einheitlichen sozialen Stand, den 'gebildeten Mittelstand', den man gemeinhin als 'Bildungsbürgertum' bezeichnet“. Er bestimmt das dann genauer: „Folgende Charakteristika bestimmen den typologischen Innenbereich der bildungsbürgerlichen Schicht zur wilhelminischen Zeit:“ (1) akademische Ausbildung :

tion, welche in letzterem vor- und dargestellt wird, ist die des klassischen Altertums, also in der Regel eine Reihe überlieferter Texte der Antike. Das Subjekt hat sich an der Lektüre eines Kanons von klassischen Texten und in der Diskussion über diese zu bilden.¹ Anerkannt wird es als „gebildetes“ Subjekt nur, wenn es diese Texte kennt; zum Subjekt aber wird es erst, indem es Freiheit und Urteil in der Behandlung des Kanons unter Beweis stellt. Dazu bietet die Schule, vor allem die preußische, allerdings kaum Gelegenheit. Während vergleichbare Institutionen anderer Länder im Unterricht die gebildete Konversation einüben², ihren Schülern also eine Fähigkeit beibringen, welche

„Das 'humanistische' oder 'klassische' Bildungsideal, das ursprünglich die ausschlaggebende geistige Bestimmung des 'Gebildeten' gewesen war, wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts formalisiert.“ (2) „rekrutiert sich überwiegend aus sich selbst“; (3) „gleiches Herkommen, gemeinsame gleichartige Ausbildung, Mitgliedschaft in Institutionen, die höhere Schulbildung oder Studium voraussetzen (Verbindungen, Reserveoffizier), prägen Mentalität wie soziales Verhalten und führen zu 'In-group-Verhalten' im gesellschaftlichen Verkehr“; (4) gesellschaftliches Prestige ist wichtiger als wirtschaftliche Prosperität“; (5) „überwiegend protestantisch“; (6) „kulturelle Elite“, bestimmt die „öffentliche Meinung“; (7) es tut dies, weil es die Vermittlerberufe besitzt: Professoren und Lehrer, Journalisten, Geistliche, Schriftsteller entstammen dieser Schicht und vermitteln deren Ideen“; (8) politisch ohnmächtig, hat diese Gruppe keinen Einfluss auf die Regierung, wird von Besitzbürgertum und Adel abgedrängt (S.25ff.). In Vondung auch: Peter J. Opitz: Zwischen Rationalismus und Resignation. Max Weber, S.80-91 – allerdings eher unergiebig, da er im Wesentlichen Weber verteidigen zu wollen scheint, abgesehen vom schüchternen Hinweis auf die Rolle Platons und den „Tod Gottes“ (S.89f.) Der Begriff des „Bildungsbürgers“ ist allerdings irreführend. Der heißt ja nur deshalb so, weil er seinen sozialen Rang in erster Linie der Ausbildung verdankt und nicht dem Besitz und zudem beansprucht gebildet zu sein. Es handelt sich etwa um jene 1-2% eines jeden Jahrgangs, welche das Abitur gemacht oder die Oberrealschule besucht hatten oder ganz ohne Schulabschluss, das ging nämlich auch, studiert haben. Typischerweise wurden sie dann Ärzte oder Rechtsanwälte, nachdem sie eine oder zwei staatliche Prüfungen abgelegt hatten. Ein Teil dieser akademisch Ausgebildeten machte auch den Doktor, entweder für Geld oder durch Abfassung einer Dissertation und Bestehen einer mündlichen Prüfung. Was hat diese Ausbildung mit Bildung zu tun? Nun, wer das Gymnasium besucht hat, durfte dort Latein und ein wenig Griechisch lernen und hat einige Klassiker gelesen. Das war, so wurde bei Weber deutlich, Schiller, dann wohl „Hermann und Dorothea“ sowie „Faust I“ von Goethe. Kant hat Weber nicht wirklich gelesen. Hegel auch nicht, wie sich noch zeigen wird. Das ist auch nicht erstaunlich, denn im deutschen Gymnasium war Philosophie kein Schulfach. Die Deutschen kannten schon damals ihre Philosophen nur von Hörensagen. Dahrendorfs berühmte Frage, wie der Nationalsozialismus im Lande Kants möglich gewesen sein, müsste, vollständig expliziert, etwa heißen. 'Wie konnten Männer, welche außer der 'Glocke' und 'Maria Stuart' 'Hermann und Dorothea' sowie 'Faust I' gelesen haben, der nationalsozialistischen Ideologie verfallen?' Eine sehr plausible Frage ist das nicht. Der Denkfehler beruht auf der Unklarheit des Begriffs „Bildungsbürger“ – man stellt sich da so etwas vor, so ein belesenes und gereiftes Menschentum, aber es handelt sich ja einfach um Personen, welche gewisse Prüfungen bestanden haben. Man sollte deshalb vielleicht lieber von „Titelbürgern“ oder von „Ausbildungsbürgern“ sprechen, denn das Wort „Bildung“ führt hier in die Irre. Besonders gebildet waren (und sind) diese deutschen Bürger nicht, auch wenn sie ein altsprachliches Gymnasium besucht haben. Da gibt es sicher Ausnahmen, wie sie etwa Ranke und Nietzsche darstellen: die waren beide in Schulpforta und das war offenbar etwas anderes als ein preußisches Standardgymnasium.

1 Jürgen Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit, Neuwied (Luchterhand) 1962.

2 Auch zum Folgenden: Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede, Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt (Suhrkamp) 1982.

als Unterscheidungsmerkmal der gehobenen Bürgerschicht aller Zeiten für die jungen Männer sozial überlebenswichtig ist, lässt die preußische Schule selten freie Diskussion zu.¹ Es klafft also eine Lücke zwischen Schulbildung und gesellschaftlicher Nachfrage. Diese wird im Falle eines jungen Großbürgers wie Max Webers vielleicht von der Familie gefüllt, aber natürlich auch durch die Konversation oder die Korrespondenz mit anderen jungen Leuten. Brieflich tauscht sich Max mit Fritz Baumgarten aus, einem etwas älteren Cousin.

Das Briefschreiben ist ein andauernder Artikulationsversuch des „eigenen“ Geschmacks, also jener persönlich gefärbten Wertschätzung allgemein als wertvoll anerkannter Autoren, welche den Gebildeten auszeichnet. Der junge Bürger setzt sein eigenes Empfinden zu dem in Beziehung, was als vorgegebener Sinn und Zweck kultureller Gebilde dargestellt wird. Schließlich kommt er zu einer vom Kanon abweichenden persönlichen Einschätzung: „Ich habe bisher fast in jedem Buche über Cicero, das ich gelesen habe, ihn gelobt gefunden. Aber ich weiß wirklich nicht, worauf sich dieses Lob gründet [...] Die ganze katilinarische Rede ist eigentlich nur ein langes Gewimmer- und Klagelied“.² Im Namen der Männlichkeit setzt sich Max vom gängigen Urteil ab. Es ist das der Bücher. Ein junger Preuße³ trifft auf humanistische Bildung. Das „Gewimmer und Klage“ von deren Leitfiguren stehen dem Politiker, meint der junge Deutsche, der im Bismarck-Reich aufwächst, nicht gut zu Gesicht.

Zwischen Römern und Griechen ist Max zwar zu Hause. Er nimmt keine prinzipielle Distanz zur athenischen und römischen Welt wahr. So vollzieht er auch die politische Situierung der zitierten Texte, als wäre er ein Zeitgenosse. In der Vergegenwärtigung der realen Verhältnisse, in Bezug auf welche die Leistung des antiken Redners gelesen wird, bildet sich gleichsam im Sandkasten politische Urteilskraft. Zusammenfassend urteilt Weber über Cicero: „Kurz und gut, ich finde seine erste katilinarische Rede höchst schwach und zwecklos und überhaupt seine Politik schwankend, in Bezug auf ihre Ziele. Ihn selbst ohne Tatkraft und Energie, ohne Geschicklichkeit und ohne das Vermögen, den richtigen Moment abzuwarten.“⁴ Zudem sei ihm Ciceros „Prahlerei“ „unausstehlich“.

Der Briefschreiber stellt sich also als jemanden dar, der die Größen der Antike im Namen der eigenen politischen Ideale kritisieren darf. Die sind wesentlich pragmatischer Natur. In der Forderung nach Männlichkeit und Geschicklichkeit treten Leitbilder der Bismarck-Ära hervor. Max Weber, der junge Preuße, lässt es Cicero gegenüber an Respekt fehlen. Wird er selbst einmal einer der entschlossenen und nicht wehleidigen Männer sein, deren Idealbild ihm offenbar vorschwebt? Der Weg ist noch weit.

Vorläufig hat Webers Bildung, zumal im Blick auf das Leitbild des entschlossenen tüchtigen Mannes, eine Schwäche: sie ist ans Papier gebunden.

1 Illustrativ dazu der Übergang von der hanseatischen zur preußischen Unterrichtsgestaltung in Thomas Manns *Buddenbrooks*, Frankfurt (Fischer) 1979, S.615.

2 Jugendbriefe S.29 (11.10.1879).

3 Zu den Idealen der Bismarck-Zeit vgl. Hermann Glaser: *Kultur der Wilhelminischen Zeit. Topographie einer Epoche*, Frankfurt (Fischer) 1984.

4 Jugendbriefe S.13 (9.9.1878).

Was immer der junge Mann zu Taten und Reden der Vergangenheit zu sagen haben mag, ihm haftet der Verdacht der Unauthentizität an. Noch das originellste seiner Urteile beruht nicht auf eigener Erfahrung. Und sicher steht es schon irgendwo geschrieben. Demgegenüber muss der zukünftige Bürger betonen, selbst zu seinen Urteilen gekommen zu sein. Das schwerste denkbare Verdikt, nämlich nur „Angelesenes“ wiedergegeben zu haben, würde den jungen Mann als Individuum in seiner Bücherwelt vernichten.

Authentizität und Originalität sind denn auch unangefochtene Ideale. So wird Herodot als fleißig gelobt und dafür: „man merkt es seinem Geschichtswerk an, dass er fast überall selbst gewesen ist“.¹ Und Weber selbst verteidigt sich vehement, da offenbar der Cousin ihn verdächtigt, als eigene Meinungsäußerungen anderswo Gelesenes wiedergegeben zu haben.

„Was Du über die Beeinflussung eines Menschen durch Bücherlesen sagst, ist sehr wahr. Nur weiß ich nicht, ob Du recht hast, es bei mir gerade in diesem Fall anzuwenden, denn was Du geschrieben, klingt so, als ob Du glaubtest, ich hätte mir irgendein Buch geholt und daraus abgeschrieben, oder wenigstens den Inhalt eines vorher gelesenen Buches wiedergegeben“.²

Die Frage ist ihm wichtig, denn hier holt er weiter aus und will „mit Aufbietung aller Selbsterkenntnis“ den Einfluss bereits geschriebener Worte ausschließen.

C Man hat auch Gefühle

Das ist nicht einfach: der junge Mann in seinen papiernen Welten muss bei seinen Ausflügen zugleich zeigen, echter Mensch, womöglich richtiger Mann mit eigenen Gedanken und Gefühlen zu sein. Auch letztere bringt er zum Ausdruck. Allerdings werden Empfindungen, ganz wie Webers Gedanken, nicht unvermittelt hervorgebracht, also nicht etwa anlässlich eines Frühlingsdüftchens, eines Mädchenlächelns oder eines häuslichen Streits, sondern stets als ausgelöst durch literarische Gegenstände. Er zeigt sich tief bewegt durch Ossians epische Lyrik (die man zu Webers Zeiten noch für authentisch hielt).

„Ich stelle ihn fast über, sicherlich neben Homer, wenngleich er diesem unglaublich fernsteht. Seine wilde Poesie brummt einem, wenn man sich bemüht, empfänglich zu sein, noch lange nachher im Kopf herum. Ein Memento mori wie [...] werde ich nie vergessen. – Ich bin leider im Allgemeinen nicht gerade sehr empfänglich, aber trotz allem habe ich noch nichts mit solchem Vergnügen gelesen wie früher den 'Fionnghal' [...], wie jetzt die Lieder von 'Selma'“.³

Ganz so, als handle es sich um Mysterienkulte oder parapsychologische Experimente, unterstreicht Weber, dass man „empfänglich“ sein bzw. sich bemühen müsse, es zu sein. Dabei geht es nur um ein ganz normales Empfinden bei der Lektüre von Lyrik. So gesteht Weber denn auch hier, der Norm des kunstliebenden Bürgers freilich nicht zu entsprechen. „Leider“ sei

1 Jugendbriefe S.10f. (9.9.1878).

2 Jugendbriefe S.14 (25.10.1878).

3 Jugendbriefe S.31 (19.12.1879).

er nicht empfänglich. Doch diesmal scheint er wirklich bewegt. Max verfällt im Anschluss an die zitierten Sätze nachgerade in einen Periodenbau, wie man ihn sonst von Goethes „Werther“ kennt¹:

„Wenn der Dichter uns auf schnellen Segelschiffen durch die nebelige Flut fliegen lässt, wenn er uns im brausenden Walde unter zuckenden Blitzen irren, uns im sausen Sturm über die dampfende Heide reiten lässt, empfinden wir ebenso viel Vergnügen, nur in ganz anderer Weise, als wenn Homer uns an grünenden Küsten vorüber durch das blaue Meer in sanftem Zephyr führt [...]“.²

Die Begeisterung ist offensichtlich, doch unvermerkt ist Max vom „ich“ zum „uns“ übergegangen: er spricht hier nicht mehr von sich selbst, sondern allgemein vom Lesepublikum. Es folgt denn auch eine allgemeine Erörterung des „griechischen“ und des „nordischen“ Menschen. Was hier nach poetischer Verwirrung aussieht und gar Selbstkritik einschließt, führt jedenfalls umgehend in die ruhigen Gleise der Erörterung zurück. Wer wird denn gleich außer sich geraten?

Selbstkontrolle spielt unausgesprochen eine zentrale Rolle. Angestrebtes Ideal ist die freie Diskussion unter gebildeten jungen Männern. Die argumentieren, so wird vorausgesetzt, ohne sich von Gefühlen übermannen zu lassen. Am Ende eines Briefes fordert Weber den Briefpartner denn auch auf: „Bist du anderer Meinung? so schreib mir dies doch, und auch Deine Gründe, falls Du einmal Zeit haben solltest.“³ Für solche Herausforderungen kommt freilich nicht in Frage, wer anderes, nicht gleichermaßen 'Wertvolles' liest. Ist es deshalb, dass Max die Gleichaltrigen nicht als gleichwertig in Betracht zieht? Er – und das ist die dritte Abgrenzungsbewegung, die erste, die er selbstständig vollzieht – setzt sich in den Briefen an Fritz von Klassen- und Konfirmationskameraden ab: „Ich wundere mich nur immer über meine Kameraden, die sich in allerhand billige Bazarnovellen vertiefen [...] dass diese jungen Leute sich über alle vernünftigen Romane weit erhaben fühlen“.⁴ Die „jungen Leute“: hier schreibt er wie einer, der gar nicht dazugehört. Die anderen lesen „Bazarnovellen“, vermutlich Skandalöses, wie sie zuvor sicher Jugendliteratur⁵ konsumierten, während Webers allenfalls Walter Scott liest: gewiss keine gebildeten Werke, aber Bücher für historisch interessierte Erwachsene. Doch ist nicht nur die Lektüre der „jungen Leute“ anstößig, sondern auch ihr Benehmen. Da geht es allerdings um die Konfirmationsstunde, in welcher der junge Max wohl auch auf Jugendliche aus dem Volk traf: „Es gibt immer alberne Gesellen, welche sich ein Vergnügen daraus machen, die Stunde durch ihr kindisches Benehmen zu stören“.⁶ Kindisch sei ihr Benehmen: sie machen dumme Witze,

1 Goethe, Johann Wolfgang von: Die Leiden des jungen Werther (Werke Bd. VI, München (Beck) 10. Aufl. 1981).

2 Jugendbriefe S.31 (19.12.1879).

3 Jugendbriefe S.13 (9.9.1878).

4 Jugendbriefe S.21 (19.1.1879).

5 Gisela Wilkending (mit Silke Kirch): Mädchenliteratur der Kaiserzeit : zwischen weiblicher Identifizierung und Grenzüberschreitung, Stuttgart-Weimar (Metzler) 2003.

6 Jugendbriefe S.20 (19.1.1879).

das wird im Satz ihnen als Charakter zugeschrieben: Sie sind „alberne Gesellen“. Sie nehmen sich nicht zusammen. Kindisch, das heißt: unkontrolliert.

Es versteht sich: Die Freiheit der Erörterung von Ansichten und Gedanken ist nicht voraussetzungslos¹. Das Reich der Gefühle wie das Geschlechtsleben stellen zu bändigende Mächte dar, wenn der junge Mann sich seiner selbst mächtig erweisen will. Deshalb wird da Unsicherheit deutlich, wo tatsächlich einmal das eigene Empfinden im Mittelpunkt steht. Es geht auch niemals um konkrete Empfindungen, sondern allenfalls um abstrakte Dispositionen. „Es liegt, glaube ich, etwas in meiner Natur, dass ich meine Gefühle selten anderen mitteile, es kostet mich oft Überwindung, es zu tun [...]“.² Zögernd arbeitet sich hier die Selbstbeschreibung eines Charakters heraus. Wenn Max hingegen direkt eigene Empfindungen auszudrücken sich veranlasst sieht, nutzt er das unpersönliche „man“: „Man ist in den letzten Tagen vor Weihnachten und namentlich am heiligen Abend selbst in einer feierlichen Stimmung, allerdings auch teilweise ungeduldig, wenn man noch allzulange warten muss“.³ Es ist, als überantworte er einer unpersönlichen, entindividualisierten Sphäre seine Gefühle. Während er seine Gedanken wie auch seine Begeisterung für einzelne Dichter sich selbst zuschreibt und sogar ängstlich darauf besteht, dass es sich um Eigenes handle. Das ist nicht einfach die stilistische Unsicherheit, welche Weber noch hin und wieder zeigt.⁴ Den unpersönlichen Ausdruck von Gefühlen wird er bis sehr viel später beibehalten. Er hält seine Gefühle in Zaum.

D Auf dem Weg

Wenn der junge Weber Interesse an Cicero und Walter Scott bekundet, hat er damit eine dreifache Abgrenzung vorgenommen. Er hat sich als Angehöriger der kulturellen Oberschicht erwiesen, er hat seine Distanz zur Welt der Mädchen (welche im Briefwechsel des Gymnasiasten nicht ein einziges Mal vorkommen) und zur durchschnittlichen Gymnasialjugend deutlich gemacht. Was er sagt, ist: ich bin etwas Besonderes.

Da wundert es zunächst nicht, dass Max isoliert erscheint. Er schreibt – so scheint es in der von Marianne besorgten Ausgabe der Jugendbriefe – nur an Fritz, hin und wieder an die Eltern. Seine Briefpartner sind bis 1887 ausnahmslos Verwandte. Der Umstand verblüfft wohl auch Marianne Weber. In ihrer Einleitung zu Webers „Jugendbriefen“ schreibt sie:

„Die Empfänger der Briefe, mit zwei Ausnahmen, gehören nur dem engeren und weiteren Familienkreis an: Eltern und Geschwister, ferner mehrere Glieder der nahe verwandten Familie Baumgarten. Von einer engeren – brieflichen – Verbindung des jungen Weber mit anderen Menschen ist nichts bekannt. Er war ein sehr guter, geselliger Kamerad und nannte viele Altersgenossen seine Freunde, aber er hatte kein Bedürfnis nach tieferem persönlichen Austausch. Vor allem in der Werdezeit war sein Gemüt

1 Adorno, Theodor W., Horkheimer, Max: Dialektik der Aufklärung, Frankfurt (Fischer) 1969, Kapitel II: Odysseus.

2 Jugendbriefe S.21 (19.1.1879).

3 Jugendbriefe S.16 (29.12.1878).

4 Vgl. „Ich will nun dazu übergehen, meine Geschenke aufzuzählen“, Jugendbr. S.17 (29.12.1878) und „Ich komme nun zu denjenigen Schriftstellern, [...]“ S.22 (19.1.1879).

erfüllt durch die Familienbeziehungen. Erst auf der Höhe des Lebens traten sie zurück hinter umfassender menschlicher Anteilnahme.“¹

Nun ist ja dieser „persönliche Austausch“, soweit es die Briefe an Fritz betrifft, dezidiert argumentativer Natur und enthält keine familiären Informationen. Es ist also nicht nur eine Frage eventuell beschränkter „menschlicher Anteilnahme“, sondern die weitaus auffälligere Eingrenzung einer Gedankenwelt, welche Max nur mit Verwandten zu teilen scheint. Vermutlich sind die einfach diejenigen, welche übrig bleiben, nachdem Max sich von allen anderen, jedenfalls von allen Gleichaltrigen sozial, charakterlich, geistig abgesetzt hat. Und als Briefpartner für Fragen gedanklicher Natur erscheint ausschließlich Fritz. Die Briefe an die Eltern aus der Studentenzeit haben eher erzählerischen Charakter.

Der Max Weber, der uns in diesen Briefen entgegentritt, ist allein. Das ist nicht misszuverstehen. Von gelegentlicher Langeweile abgesehen, findet sich von Leiden keine Spur.

II.2 Studentenbriefe an die Eltern

A Rechenschaft

Die Anrede lautet zwar „Liebe Mutter!“ oder „Lieber Vater!“, aber naturgemäß richten sich die Briefe des Studenten nicht einfach an Einzelpersonen, sondern in der Regel zugleich an „die Eltern“.² Sie beide haben offenbar ein Recht auf regelmäßige Berichte über das, was der junge Mann da in der fernen Universitätsstadt treibt. Weber kommt seiner Pflicht, Rechenschaft abzulegen, auf offenbar von ihm selbst als unzureichend empfundene Weise nach. Zur Einführung zahlreicher Briefe dienen Entschuldigungen für seine Schreibfaulheit.³

Der wahrhaftige Bericht⁴ betrifft im Prinzip beide Eltern. Dabei bleiben zahlreiche Briefe auf recht eindeutige Weise eher an den Vater oder eher an die Mutter gerichtet. Ein erster Unterschied lässt sich schon dort ausmachen, wo der junge Mann von seinen Bildungsanstrengungen, vor allem Lektüren berichtet. An den Vater schreibt er eher von Fachtexten.

1 Jugendbriefe S.IV.

2 Deshalb geht der Briefschreiber oft unvermittelt von den Personalpronomen im Singular zum „Ihr“ und „Euch“ über, etwa in den Briefen an den Vater vom 24.4.1882, vom 21.12.1883: „Euch wieder etwas Vernünftiges von meiner hiesigen traurigen Existenz hören zu lassen“ und vom 5.1.1884, in denen an die Mutter vom 26.5.1883, vom 4.11.1882, vom 3.5.1884, vom 29.3.1885, vom 12.1.1886.

3 Vgl. „Wieder einmal habe ich mit dem Schreiben nicht die regelmäßige Zeit innegehalten“ (S.45, 16.5.1882); „Nachgerade wird es Zeit, dass ich mich zu einer Antwort auf Deine beiden letzten Briefe aufschwinge“ (S.51, 17.6.1882); „Ihr werdet es jedenfalls unerhört gefunden haben, dass ich [...]“ (S.86, 5.1.1884).

4 Etwa über seinen Tagesablauf, Jugendbriefe S.59 (4.11.1882).

„Meine häusliche Lektüre hat sich bisher fast ganz auf Boeckel und Ihering bechränkt. Ersterer ist in jeder Beziehung prächtig, grade auch durch die philiströse, trockne, scheinbar jedem genialen Schwunge abholde Art, wie er die Resultate seiner riesig weitausgreifenden Forschungen langsam und sicher konstruiert, – letzterer ist in seinen ersten Kapiteln eigentlich mehr spannend als belehrend“.¹

Der Kommentar beschränkt sich hier auf den Stil der Fachautoren, man könnte auch sagen: auf das Leseerlebnis. Ganz ähnlich in den Briefen an die Mutter, in denen jedoch Texte allgemeinbildender Natur behandelt werden. Die Nachrichten über die Lektüre des Studenten dokumentieren eine Bildungsanstrengung, welche über das Fachstudium hinausgehen soll.² Das sind einerseits Werke, welche der zu Webers Jugendzeit noch bildungsprägenden Disziplin angehören, der Geschichte:

„Ich habe mich jetzt auch in die Lektüre einiger Rankescher Schriften vertieft und zwar gerade seine beiden ersten, 'Geschichte der germanischen und romanischen Völker' und 'Kritik neuerer Geschichtsschreiber', letzteres ein anerkanntes Standardwerk. [...] Ihre Sprache erinnert an Werther oder Wilhelm Meister“.³

Andererseits handelt es sich um philosophische Bücher, welche er mit seinem Cousin zusammen liest.

„Den Mikrokosmos haben wir in voller Wut über die Unwissenschaftlichkeit, törichte Poetisiererei und öde Gemütsphilosophisterei aufgesteckt und stattdessen eine Geschichte des Materialismus von Lange begonnen, die nach dem Lotzeschen Wust – anders kann man, abgesehen von einigen hervorragend schönen Partien, diese Art von System nicht nennen – durch seine eminent nüchterne Entwicklungsweise erfrischend wirkt“.⁴

Immer geht es um das „wie?“ des Schreibens. Kritisch bemerkt Weber andernorts etwa den „altfränkischen und ciceronianischen Stil“ Schleiermachers.⁵ Doch im Brief vom, 17. Juni 1882 wird die Stilbehandlung zur Kritik der Methode: Lotze sei „unwissenschaftlich“, wirft ihm Max vor. Kein uninteressanter Vorwurf an ein Fach, das ja erst alle Wissenschaftlichkeit begründete, wenn man den Gedanken des deutschen Idealismus folgte. Die liegen in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts offenbar fern. Ob

1 Jugendbriefe S.69 (12.2.1883).

2 Dementsprechend besucht Max auch philosophische Lehrveranstaltungen. Das entspricht dem bildungsbürgerlichen Studienmodell: es ist noch keine reine Fachausbildung vorgesehen. „Für die überkommenen Akademikerguppen bedeutete dies, dass das für sie einschlägige staltliche Prüfungssystem neuhumanistisch ausgefüllt wurde, und zwar nicht nur über die neue Gymnasialbildung, sondern auch über das Studium, das von den Prüfungsanforderungen her als 'Bildungsstudium' anzu legen war. Juristen und Verwaltungsbeamte waren gehalten, Vorlesungen der (reformierten) philosophischen Fakultät zu hören, und die Prüfungen enthielten auch allgemeinwissenschaftliche Teile“, Peter Lundgreen: Zur Konstituierung des 'Bildungsbürgertums': Berufs- und Bildungsaulesse der Akademiker in Preußen, in: Werner Conze, Jürgen Kocka: Bildungsbürgertum im 19.Jahrhundert, Teil I, Stuttgart (Klett-Cotta) 1985, S 79-108, S.82.

3 Jugendbriefe S.63f. (13.11.1882).

4 Jugendbriefe S.52 (17.6.1882).

5 Jugendbriefe S.49 (16.5.1882).

das die Mutter interessiert? Wenige Jahre später wird Weber von Werken geschrieben, die eher religiöser Natur sind.

B Studentenleben

Vor allem der erste Brief des Studenten¹ ist eindeutig an den Vater adressiert. Hier spricht der achtzehnjährige recht offen seinen Eintritt in die alkoholschwangere Welt des deutschen Studententums an: „gestern Abend, wo ich außerdem infolge unvermeidlichen kontinuierlichen Kneipens in zweifelhaftem Zustand war [...] Ich habe hier auf den Wanderungen, die ich probierenshalber auch durch die hiesigen Kneipen angetreten habe, mancherlei Volks getroffen“.² Offensichtlich fürchtet er väterliche Kritik in diesem Fall nicht. Man darf annehmen, er trete einfach in die Fußstapfen des Vaters, der selbst Burschenschaftler gewesen ist. Weber erwähnt denn auch, dass in der Kneipe einer Burschenschaft ein Foto des Vaters hänge. Schritt für Schritt geht er den Weg, der ihm vom Vater vorgezeichnet wurde, auch in der Wortwahl. Anfangs gebraucht er noch einmal Studentenjargon in Anführungsstrichen³, dann ohne jede Hervorhebung. Wenige Monate später findet sich ein Ausdruck wie „spazierenpumpen“ auch in einem Brief an die Mutter.⁴

Dabei stellt Max der Welt den Burschenschaften gegenüber Vorsicht zur Schau. Die Frage, ob er einer bestimmten Burschenschaft beitreten soll, will er erst später entscheiden, teilt er mit, da er erst hören wolle, „was die Professoren von ihnen denken“. Bei der Wohnungssuche zitiert der junge Student die Vorgaben des Vaters: er sucht eine „akzeptable“ Wohnung „nach Deinen Begriffen, die Du mir entwickeltest“.⁵ Ob Vater oder Professoren gegenüber: Max Weber erklärt in diesem Brief implizit und explizit die Bereitschaft, den (männlichen) Vorbildern zu folgen.

Was schreibt Max an die Mutter? Auch ihre Briefe, wie die an den Vater, haben weiterhin grundsätzlich beide Eltern zum Adressaten. Auch da geht es um Studentenalltag, wo der Brief mit „Liebe Mutter!“ beginnt. Etwas größeres Gewicht nehmen allerdings hier die Bemerkungen zu Treffen mit der Verwandtschaft im Allgemeinen und des Cousins Otto im Besonderen ein⁶. Zudem erzählt Max der Mutter von Predigten, denen des Cousins Otto⁷, dann auch über andere Prediger⁸. Die Aufmerksamkeit scheint hier grundsätzlich eher auf das wie? als auf das was? gerichtet zu sein, wie schon bei der Behandlung von Max' Lektüre, einem weiteren Thema seiner Briefe.

1 Jugendbriefe S.51 (26.5.1882).

2 Jugendbriefe S.37f. (24.4.1882).

3 „Übrigens 'keilten' sie auch nicht im mindesten.“ (S.39, 24.4.82)

4 Jugendbriefe S.51 (17.6.1882).

5 Jugendbriefe S.37 (24.4.1882).

6 Z.B. Otto und OnkelHausrath (S.47f., 16.5.1882), Otto (S.52, 17.6.1882), Ida Baumgarten, Otto (S.62, 13.11.1882), an den Vater über Onkel Hausrath (S.74, 5.5.1883).

7 Jugendbriefe S.48 (16.5.1882) und S.52 (17.6.1882)

8 Jugendbriefe S.53 (17.6.1882).

C Abgrenzung

All das, was Max in diesen Briefen schreibt, bewegt sich im Rahmen dessen, was man von einem Bürgersohn auf der Universität erwartete: er trinkt, er ficht, er besucht Vorlesungen, er liest Allgemeinbildendes, er schreibt zu selten und er braucht immer wieder Geld.¹

Auch die Abgrenzung, welche Weber in seinen Briefen anderen gegenüber vornimmt, ist zunächst nichts weiter als die Bestätigung seiner Situation: als Student mit monatlichen Geldanweisungen des Vaters. „Da ich erstens ganz angenehme Gesellschaft an jungen Studenten fand, und man uns außerdem das Kupee so voll scheußlicher Flegel lud, dass kaum zu existieren war“, erzählt Max.² Doch geht seine Distanznahme leicht einmal über das Übliche hinaus. Wie schon in seinen Schultagen, ist er recht flink bei der Abgrenzung von Menschen aller Klassen und Stände. Anlässlich eines Essens bei Kuno Fischer trifft er, wie er an die Mutter schreibt, „alte Baronessen aus Kopenhagen, Franzosen, polnische Grafen usw.“, was er zusammenfasst als „allerhand Gesindel“.³ „Gesindel“? Negativ werden offenbar Mitglieder des Adels beurteilt, wobei „polnische Grafen“ wegen ihrer Häufigkeit und ihrer meist geringen finanziellen Mittel vermutlich das Etikett des Scheinadels anhaftet, zumal im nicht eben polenfreundlichen Preußen. Aber der Franzose? Webers Kriterium wird aus der Aufzählung nicht recht klar, aber er fügt hinzu: „Zum Glück war noch ein juristischer Fuchs dort, dessen Vater in irgendeiner Beziehung zum Herzog von Augustenburg gestanden haben muss, ein recht netter junger Mann“. Was hat das burschenschaftlich organisierte Erstsemester der Rechtswissenschaften einer dänischen Baronesse voraus? Das wäre nicht recht einzusehen, unterstellte man nicht, Weber erstrebe ausschließlich Kontakt zu seinesgleichen im allerengsten Sinne. Denn weder auf Sozialstatus⁴ noch auf Bildung ist ja die Abqualifizierung der anderen als „Gesindel“ hier zurückzuführen. Bleibt nur der Studentenstatus zur Rechtfertigung der Sonderrolle, die Weber dem „Fuchs“ zugesteht.

Doch zu denen, die Weber zu seinesgleichen zählen möchte, gehören keineswegs alle Studienkollegen. In einem Brief an die Mutter schreibt Max von der Vorlesung eines offenbar leicht gestörten Professors und schließt: „Die Achtung vor den Professoren wird durch dergleichen nicht gesteigert, wohl aber die Roheit unter den Studenten, welche sich daran gewöhnen, zusammen mit all dem Pöbel, der in dies Kolleg läuft – es waren über 250 Hörer da – einen alten Mann zu verhöhnen“.⁵ Rohheit unter den Studenten, gar „Pöbel“ im Vorlesungssaal? Wie schon als Schüler, nimmt hier Weber eine moralisierende höhere Position ein. Das ist übrigens eine Konstante. Vier Jahre später, als er brav und fleißig geworden ist, schreibt Weber an die Mutter: „Die Juristen hier werden immer fauler“, als wäre er nicht einer von ihnen.⁶ Im Anschluss an die

1 Jugendbriefe S.70 (12.2.1883). Jugendbriefe S.124 (8. und 18.7.1884).

2 Jugendbriefe S.37 (24.4.1882).

3 Jugendbriefe S.46 (16.5.1882).

4 Die vage „Beziehung zum Herzog von Augustenburg“ zählt wohl nicht ernstlich.

5 Jugendbriefe S.60 (4.11.82).

6 Jugendbriefe S.201 (24.1.1886).

Kritik des Pöbels erklärt Weber der Mutter ohne jeden Übergang (ohne sie vorzubereiten), ganz so, als ob es da einen Zusammenhang gäbe: „Seit Dienstag bin ich zu den Alemannen in das Verhältnis eines Konkneipanten getreten“. Was er dann recht umständlich begründet und abmildert.

Grundsätzlich tritt von den neuen Freunden und Bekannten Webers keiner namentlich auf. Mit Namen nennt er nur Professoren, zum Beispiel in der folgenden Information: „Am Freitagabend war ich mit einigen anderen Studiosen zusammen bei Erdmannsdörffer“.¹ Er nennt nur Namen, welche die Eltern auch kennen. Also weder Bibliothekare noch Studenten, nur den Professor und, wie oben schon zitiert, die Tatsache, dass der Vater eines Studenten „in irgendeiner Beziehung zum Herzog von Augustenburg“ stehe.

Von einem Studenten, der in eine fremde Stadt geht, könnte man erwarten, dass er wichtige Bekanntschaften mit Namen einführe, und zwar schon aus Gründen der Erzählökonomie, also deshalb, weil er diese Personen dann in zukünftigen Erzählungen nur noch zu nennen braucht. In diesem Fall würden die Namen wie eine Kette von Wiederaufnahmen in den Briefen der Folgejahre auftauchen. Weber führt keine solchen Erzählelemente ein. Anders gesagt: Er konfrontiert die Eltern nicht mit dem neuen sozialen Koordinatensystem der Welt, welche ihr groß gewordener Sohn sich fern von zu Hause aufbaut. Und dann hat er offenbar auch keinem dieser neuen Freunde je einen Brief geschrieben. Am Ende ist wohl das, was hier als Welt von Webers Briefen an die Eltern erscheint, tatsächlich Webers Welt.

Doch auch unter den scheinbar so bedeutungslosen Kommilitonen gefällt sich Max in der Pose des Besseren: „Sehr schmeichelhaft war mir bisher immer, dass ich von den Juristen unter den Füchsen als einzige Autorität im Fach angerufen werde und des Nachmittags auf meiner Bude häufig eine Art von Nachkolleg halte“.² Von solchen Abgrenzungen findet sich in den Berichten über die Verwandtschaft nichts.

D Die Verwandtenwelt (1)

Als Student schreibt er zwar zu Beginn öfter über seinen Cousin Otto, mit dem er in Heidelberg studiert, hat aber zunächst nur selten Anlass, sich zur Verwandtschaft zu äußern. Einzige Ausnahme bildet der Brief an die Mutter vom 13. November 1882. Max' Großmutter war gestorben und an den Ausdruck der Sorge um die Tante schließt eine kurze Reflexion an, die einzige schriftliche Gefühlsäußerung Webers.³

Die Person der Großmutter kommt in diesen Zeilen allerdings nicht vor. Geäußert wird zudem nicht ein Gefühl, sondern etwas die Struktur der

1 Jugendbriefe S.73 (7.3.1883).

2 Jugendbriefe S.75 (5.5.1883).

3 Für mich ist das Dahinscheiden der Großmutter zunächst ein Riss zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Eine Reihe schöner und wohlthuender Erinnerungen aus früheren Tagen [...] sind jetzt für immer zu unerreichbarer Vergangenheit geworden. Aber, wie Du ja auch schreibst, der Verlust ist für mich und für uns alle nicht so schwer wie für die Tante“, Jugendbriefe S.61f. (13.11.1882).

Wahrnehmung Betreffendes. Das bleibt die einzige Briefstelle aus der Studen-
tenzeit, in der Weber sich auf das bezieht, was er und wie er das empfindet.

Im zweiten Studienjahr nimmt Weber verstärkt Kontakt zur Verwandt-
schaft auf. Diese Kontakte bieten ihm zugleich privilegierten Zugang zur
akademischen Welt. Die Häuser von Hausraths und von Baumgartens (weniger
das von Beneckes) werden zu Knotenpunkten in Webers sozialem und
geistigen Kosmos.

„Gestern Abend war ich bei Hausraths eingeladen zum Zweck eines Shakespeare-
Abends, an welchem 'Was ihr wollt' gelesen wurde, ich lernte bei dieser Gelegenheit
Professor Schulze und Geheimrat Knies nebst Töchtern kennen, außerdem waren noch
anwesend Erdmannsdörffer und das älteste Fräulein Blüntschi“.¹

Das Haus des Onkels bietet dem jungen Studenten die Gelegenheit, renom-
mierte Professoren wie Knies privat kennen zu lernen. Dabei sind die Onkel
Hausrath und vor allem Baumgarten an sich schon interessant genug. Mit
beiden diskutiert Weber in diesen Jahren über Heinrich von Treitschkes
neuestes Werk.

Den ersten Band der „Deutschen Geschichte“ dieses Historikers hatte
Weber schon als Schüler gelesen, ihn aber etwas schwierig gefunden.² Auch in
der Berliner Familie spielt Treitschke eine Rolle. Am 15. Dezember 1882 schreibt
Max an die Mutter:

„Auf den zweiten Band Treitschke, den er (der Vater) so sehr lobt, bin ich recht
gespannt. Er ist hier ungemein günstig aufgenommen worden, namentlich der Onkel
(Hausrath) ist so erfreut darüber, dass er [...] uns das Kapitel über die Burschenschaften
vorlesen ließ. Als ich am letzten Sonntag zum Essen bei ihnen war, sprach er sich sehr
heftig über die inzwischen erschienenen, mir noch nicht zu Gesicht gekommenen
Artikel Onkel Hermanns aus, welche überhaupt hier in Professorenkreisen nichts als
Staunen und Entrüstung hervorgebracht habe“.³

Treitschke wird dem Reich des Vaters zugeordnet. Onkel Hausrath steht auf
seiner Seite. Baumgarten, der Verwandte der Mutter in Straßburg, stellt sich
dieser Treitschke-Fraktion entgegen. Kaum einen Monat nach dem genannten
Essen bei Onkel Hausrath ist Weber bei Onkel Baumgarten. Er schreibt der
Mutter:

„Der Onkel (Baumgarten) war in vorzüglicher Stimmung und unterhielt sich mit mir
[...] über seine Streitfrage mit Treitschke, die ihn vorläufig wenig alteriert zu haben
scheint, namentlich da er eine große Anzahl von Zustimmungsbriefen, unter anderem
auch des Herrn v. Delbrück, erhalten hat. Schließlich dedizierte er mir ein Exemplar
seiner Erwiderung, die ich nachher in der Eisenbahn mit großem Interesse las und,
wenngleich sich gegen einiges doch noch mancherlei Einwendungen machen lassen,
im Ganzen für durchschlagend halten möchte“.⁴

1 Jugendbriefe S.67f. (12.2.1883).

2 Jugendbriefe S.29 (11.10.1879).

3 Jugendbriefe S.64 (15.12.1882).

4 Jugendbriefe S.66 (14.1.1883).

Baumgarten hat also die öffentliche Sphäre betreten und der junge Weber lässt sich gleich in die Diskussion mit hinein ziehen: er stellt seine Ansicht dem Vater dar und begründet sie. Wiederum einen Monat später schreibt er ihm:

„Ihr werdet jedenfalls auch den Erdmannsdörfferschen Aufzatz in den 'Grenzboten' gelesen haben, in dem Onkel Hermann so heftig angegriffen wird. – Eigentlich ist doch sachlich darin recht wenig nachgewiesen, nur wo er sich gegen den sehr heftigen Ton der Artikel richtet, behält er recht. Hier steht man durchweg auf seiner Seite, d.h. die Professoren. [...] Die im Museum aufliegende zweite Erwiderung Treitschkes ist wirklich wenig erfreulich und macht ihm keine Ehre“.¹

Im März schon scheint die Sache erledigt: „Erdmannsdörffer sprach beiläufig auch, ich weiß nicht mehr bei welcher Veranlassung, über den Streit Treitschke/Baumgarten und seinen Anteil daran. Jedoch nur in humoristischer Weise. Er hofft indessen augenscheinlich, den Onkel bekehrt zu haben“.²

Max gibt Baumgarten vorsichtig recht und bleibt auch dabei, als sein Professor Erdmannsdörffer Baumgarten angreift, den Onkel. Unauflöslich sind hier die öffentliche Auseinandersetzung, an welcher Max als Zaungast teilnimmt, mit der familiären Welt verbunden. Er kennt alle Kontrahenten persönlich. Onkel gegen Onkel, Heidelberger Verwandte gegen Straßburger Verwandte, Vaters Gäste mit der Heidelberger Professorenschaft gegen den Straßburger Onkel aus der mütterlichen Linie der Familie... Es gibt in Max' Darstellung keine Differenzierung zwischen akademischer, politischer (denn die Diskussion hat eine politische Dimension) und familiärer Welt.

II.3 Soldat

A Max bekommt einen Körper

1883 tritt etwas Neues in Max' Leben. Er kommt als Einjähriger nach Straßburg. Das heißt: als junger Mann mit Abitur kann er den Militärdienst in einem Jahr erledigen, jedoch muss die Familie für sein Leben und auch für seine Ausrüstung aufkommen. Eine teure Geschichte. Immer wieder wird Max um Geld bitten müssen.

Die erste Zeit des Rekrutendaseins ist für ihn sehr hart. So hart, dass er, zum ersten Mal, seiner Mutter gegenüber polemisch wird. Er streitet ihr schlechterdings alle Kompetenz in den Fragen ab, die in diesen Monaten sein Leben bestimmen. Auch den Freunden der Jugend gesteht er kein Urteil zu³. Der erste Brief als Student an den Vater und der erste Brief an die Mutter aus Straßburg: beide Male wird deutlich, dass sich hier Entscheidendes im Leben ändert. Im ersten Brief gibt sich Max als einer, der in die Fußstapfen des Angeschriebenen tritt. Das zweite Mal nimmt er zunächst Distanz. Er sagt so

1 Jugendbriefe S.68 (12.2.1883).

2 Jugendbriefe S.73 (7.3.1883).

3 Vgl. Passus zu Karl Mommsen im oben zitierten Brief.

etwas Ähnliches wie: Ich bin ich. Das ist meine Erfahrung. Du brauchst mir nicht zu erklären, was ich hier erlebe.¹

So viel scheint zunächst klar: das Militär ist nichts für ihn. Was ihn stört, ist auf Dauer nicht die körperliche Belastung – die nimmt mit der Zeit ab –, sondern die Eintönigkeit. So entschuldigt er auch sein unregelmäßiges Schreiben (er lebt ja weiterhin auf Kosten einer Eltern). Man müsse nämlich wissen,

„in welche eigenartigen körperlichen und geistigen Zustände man durch das Militärleben versetzt werden kann, Zustände, die ich in dieser Art früher noch nicht gekannt habe. Ich kann gar nicht sagen, dass es die körperliche Anstrengung allein wäre, die hier in Betracht kommt.“ wesentlich sei vielmehr der „endlose Zeittotschlag [...] Man befindet sich eben in einem Zustande, der nicht besser bezeichnet werden kann, als mit dem von unserer Zeit – was für sie sehr charakteristisch ist – erfundenen Worte 'stumpfsinnig'“.²

Auch an den Vater schreibt er das: „das Schlimmste ist, ich kann es nur wiederholen, der entsetzliche Zeittotschlag [...] horrenden Stumpfsinn, in dem man versinkt“³ Max scheint hier eine Reduktion der eigenen Persönlichkeit zu erfahren, die ihn peinigt: „vorläufig bin ich die reinste Dienstmachine, und meine außerdienstlichen Beschäftigungen sind Essen+Trinken+Schlafen+0“.⁴ Als Einjähriger ist er dabei an sich schon vom einfachen Soldaten getrennt und muss als Privilegierter jederzeit damit rechnen, ausgenutzt oder gar bestohlen zu werden. Es sei, schreibt er an den Vater, „das unveräußerliche, selbstverständliche Recht der Mannschaft [...], sich auf Kosten des Einjährigen, ohne lange zu fragen, voll zu essen und zu trinken“.⁵

„Dazu kommt, dass man natürlich sich die gemeinen Soldaten, die einem alle möglichen Scherereien machen können, und von denen man vielfach abhängt, stets durch entsprechende Behandlung gewogen erhalten muss.“⁶

Max Webers soziale Position ist nicht zu verleugnen. Und vielleicht ist der Beginn der Soziologie ja im Blick des künftigen Offiziers auf die Mannschaften angelegt? „Überhaupt ist es interessant, zu sehen, was für ganz eigentümliche moralische Begriffe unter den gemeinen Soldaten herrschen“.⁷ Mit denen hat er wirklich nichts gemein. Auf Abstand von der Masse legt Max weiterhin wert, weshalb er über ein Manöver schreibt, es sei „eine widerwärtige Erinnerung“, „weil man während dieser Zeit in allem, namentlich in der Richtung seiner

1 Dazu sehr ausführlich zum Beispiel Jugendbriefe S.94f. (6.2.1884). In dieser Zeit schreibt Max über seinen Körper – was er nie zuvor getan hat und später nur sehr selten tun wird. Jugendbriefe S.94f. (6.2.1884).

2 Jugendbriefe S.89f. (19.1.1884).

3 Jugendbriefe S.102f. (23.2.1884). Ähnlich: „Diese militärische Existenz wird nachgerade doch zu widerlich und stumpfsinnig [...] eine schmähere Art der Selbstkreuzigung, als sich wesentlich in den tiefsten Stumpfsinn zu versenken, gibt es kaum“, Jugendbriefe S.116 (30.5.1884).

4 Jugendbriefe S.109 (3.5.1884).

5 Jugendbriefe S.83 (21.12.1883).

6 Jugendbriefe S.92 (19.1.1884).

7 Jugendbriefe S.104 (23.2.1884).

Interessen, ganz auf das Niveau eines gewöhnlichen Soldaten herabsinkt“.¹ Doch nicht nur von den Untergebenen, auch von den Kameraden setzt sich Max – jedenfalls in seinen Erzählungen an die Eltern – ab: „Der Verkehr mit meinen Miteinjährigen wird mir vermutlich nur während der ersten schweren sechs Wochen behagen“.² Jedenfalls taucht keiner dieser Kameraden, von denen sicher einige sozial und kulturell nicht niedriger als Weber selbst standen, namentlich in seinen Briefen auf.

Zudem weist Max auch hier wieder darauf hin, zu den Besten zu gehören. Mehrfach erwähnt er, dass er die körperliche Belastung besser ertrage als andere Einjährigen. Er schreibt das seiner Mutter, dem Vater und auch dem jüngeren Bruder.³ Er fühlt sich anders, besser, er setzt sich ab. Sein soziales Leben scheint sich, wenn man seinen Briefen glauben darf, vor allem im Haus der Verwandten abzuspielen.

B Verwandtenwelt (2): Baumgartens

Der zweite Teil des ersten Soldatenbriefes an die Mutter ist der Familie Baumgarten gewidmet. Ein heller Kontrast gegen die düstere Militärwelt, zunächst eine Bestätigung: auch als Soldat scheint Max die Familienwelt nicht verlassen zu wollen. Zugleich die Entstehung eines neuen Briefftypus. Der Erörterung der Lebensführung einzelner Familienmitglieder (Webers Geschwister oder auch Cousins) oder von Gruppen (Familie Baumgarten) von ihnen. Diese Art von „Familiendiskussion“ führt Weber ausschließlich mit der Mutter⁴.

„Die Sonntage sind natürlich die Lichtpunkte in dieser dunklen Stall- und Reitbahnexistenz eines Pferdes, welches eingeritten werden soll [...] Das 'Familienkneipen' an sich war nie mein Ideal, aber hier, wo ich einerseits wie ein Sohn des Hauses und andererseits wie jeder andere regelmäßig im Hause verkehrende Student behandelt werde, ist die Verwandtschaft nur eine Brücke, welche es ermöglicht, über tausend Dinge und so zu sprechen, wie und über welche dies sonst schwer möglich wäre. [...] Ich wäre ohne jene andere Möglichkeit hier verraten und verkauft“.⁵

„Familienkneipen“, hier hört man noch den Burschenschaftler heraus, was zugleich das Haus Baumgarten als Ort erlebter Kontinuität einführt. Denn dort, „im Hause“, trifft er nicht nur Verwandte, sondern auch Studenten. Den Onkel Baumgarten erlebt er daher auch als Professor. Er werde wie ein Student

1 Jugendbriefe S.134 (29.9.1884).

2 Jugendbriefe S.79f (22.10.1883).

3 Jugendbriefe S.91 „Die körperlichen Anstrengungen ertrage ich jetzt ganz gut, d.h. relativ erheblich besser als die meisten meiner Miteinjährigen, und wenn nicht der entsetzliche Stumpfsinn wäre“ (19.1.1884); „ich habe mich doch gewundert, dass ich die Geschichte noch verhältnismäßig besser als die meisten anderen ausgehalten habe“ (S.127, 8.8.1884); „Anstrengungen [...], welche [...] ich aber gut, besser als ich gedacht und als mancher andere, ertragen habe“ (S.134, 29.9.1884).

4 Schon am 13.11.1882 hatte Weber eine erste Verwandtenbeschreibung gegeben, aber keine ausführliche Diskussion. Immerhin sind die Bezugspunkte schon dort: Tante – Otto – Otto – Onkel – Beneckes – Holtzmanns – einige von Ottos Freunden – Emily (S.62f).

5 Jugendbriefe S.79f. (22.10.1883).

behandelt. Hier ist er zugleich „Sohn des Hauses“ und Lernender, Student. Hier, „im Hause“, kann er sprechen, was ihm „sonst“, außer Haus, in Kasernen und Kneipen offenbar nicht gelingen will. Warum nicht? Es scheint sich dabei zugleich um eine Frage des Stils und der Themen zu handeln: „Dinge, wie und über welche dies sonst schwer möglich wäre“, „tausend Dinge“. Was den Stil betrifft, ist damit wieder einmal die Selbstausgrenzung Webers ausgesprochen: wie oben schon gesehen, setzt er sich auch von den anderen Einjährigen ab, unter denen sich jedenfalls mehrere Studenten befunden haben werden.

Ein Teil seiner Briefe dreht sich jetzt um die Familie Baumgarten. Dabei kommt es zur neuen Form der Familienerörterung: jedes Tun und Sein und Lassen der Verwandten kann beurteilt und bewertet werden. Max scheint sich dabei neue Freiheiten zu nehmen, denn auf eine Frage der Mutter antwortet er:

„Was ich an der Lebensführung von Baumgartens auszusetzen habe? Auszusetzen gewiss nichts [...]. Ich habe nur gesagt, dass mir die Gefahr vorzuliegen scheint, dass sie zu gewissen Exzentritäten führe, die leicht das Lebensglück der Betreffenden beeinträchtigen können – nicht müssen. Dass das zum Beispiel bei Otto der Fall ist, wirst Du ja wohl nicht leugnen“.¹

Folgt nach Gedankenstrich eine ausführliche Diskussion von Ottos Brautwahl. In Straßburg besucht Weber auch Familie Benecke, die jedoch bald ganz in den Hintergrund tritt. Oft geht Max zu Familie Baumgarten, wie er im Dezember 1883 schreibt: „Sonntag nachmittag im allgemeinen immer, zuweilen auch noch einmal in der Woche“.² Und was ist nun mit ihrer „Lebensführung“? Hier nimmt er zu einer Pluralismusreserve Zuflucht:

„Ich gehe niemals aus dem Baumgartenschen Hause fort, ohne viel daraus mitzunehmen, wenn auch die Resultate, die ich mir daraus entnehme, selten mit der Denkweise der Mehrzahl der Mitglieder dieses Hauses übereinstimmen. Ich stehe zu gewissen Grundanschauungen, die bei der überwiegenden Mehrzahl seiner Mitglieder herrschen, in einer bewussten, sehr entschiedenen Opposition.“ Doch „ich [...] begegne bei fast allen Beteiligten einer liebenswürdigen Toleranz“.³

Auch dem Vater schreibt Max von seinen Besuchen bei der Familie. „Der Onkel Baumgarten ist nach wie vor ziemlich bitter gestimmt“.⁴ Doch geht es hier um politische Fragen. Die menschliche Seite der Treffen bei Familie Baumgarten ist ihm nur einen kurzen Abschnitt wert: „Ich bin [...] stets freundlich aufgenommen“. Auch der Bericht über das Weihnachtsfest, dann über Otto Baumgarten, dessen Frau kurz zuvor gestorben war, fällt recht kurz aus: „Otto, der erst nach dem Fest hier war, habe ich ebenfalls wieder gesehen und lange über vieles mit ihm sprechen können. Er ist körperlich natürlich nicht glänzend, aber doch über Erwarten gut bestellt“.⁵ Es folgt ein kurzer Kommentar über Ottos Arbeit und neuere Predigten, aber keine Diskussion.

1 Jugendbriefe S.80 (22.10.83).

2 Jugendbriefe S.85 (21.12.1883).

3 Jugendbriefe S.109 (3.5.1884).

4 Jugendbriefe S.84 (21.12.1883).

5 Jugendbriefe S.88 (5.1.1884).

D Verwandtenwelt (3): Familiendiskussion

Max eröffnet im Mai 1884 eine erste ausführliche Diskussion mit der Mutter:

„So habe ich hier doch im Verkehr mit den beiden Verwandtenhäusern die tiefgehendsten [...] Anregungen. Ich gehe niemals aus dem Baumgartenschen haus fort, ohne viel daraus mitzunehmen [...] Ich [...] begegne bei fast allen Beteiligten einer lebenswürdigen Toleranz. Ich muss hier entschieden Laura ausnehmen“.¹

Es schließt sich eine lange (zwei Druckseiten) Klage über diese Laura an, welcher Weber „Eigenwilligkeit und Herrschsucht“ zuschreibt. Seine Kommentare sind entscheiden negativ: Er könne, schreibt er,

„es nur als ein Glück betrachten, dass der Gedanke, Laura in unser Haus aufzunehmen, schon durch die äußeren Umstände von vornherein ausgeschlossen ist [...] Die Aussicht, dass sie auf meine Geschwister Einfluss gewinnen könnte, [...] wäre für mich keineswegs angenehm“.²

Das ist das erste Mal, abgesehen vom Brief über Alfred, dass Weber seine Geschwister überhaupt in seinen Schreiben erwähnt. Den Übergang zum nächsten Thema (kurz geht es zunächst allerdings noch um Ottos Befinden): „Nun zu Deinem Brief zurück, insbesondere zu dem, was Du über Alfreds Konfirmation schreibst“. Das ist das zweite Mal, dass Max in seinem Brief auf Äußerungen der Mutter Bezug nimmt. Auch hier ist er kritisch, der Ton ist aber sachlich: „Es hat mir stets so geschienen, und ich glaube es immer noch, dass Deine Klage darüber, dass Alfred nicht von einem Prediger konfirmiert worden ist, der ihn, wie Du sagst, 'mehr zum selbstständigen Denken angeregt hätte', nicht ganz berechtigt ist“. Zweimal wird hier die Ansicht des Schreibers relativiert („mir hat geschienen“, „nicht ganz“) und er nimmt zweimal mit Pronomen sowie durch ein wörtliches Zitat auf die Angeredete Bezug, so dass die Aufmerksamkeit des Schreibers deutlich wird. Erörtert wird hier das Problem mangelnder Selbstständigkeit von Alfreds Denken. Weber bestätigt sich auch hier als derjenige, der näher an der Wahrheit sitzt: „Jetzt hat sich, wie ich schon vor einem halben Jahr im Gespräche mit ihm zu konstatieren glaubte, die normale Entwicklung bei ihm viel natürlicher und ruhiger von selbst vollzogen [...] Ich glaube, dass hier der Erfolg dem Vater recht gegeben hat“. Dieser kurze Textauszug ist ein kleines Kunststück. Weber spannt einen Argumentationsraum zwischen drei Personen auf. Alle drei haben ihre Bedeutung: der Mutter zeigt er es durch sein Ernstnehmen, sich selbst bezeugt er es durch seine Personenkenntnis und am Ende gibt er dem Vater recht. Was wohl der Gegenstand der Diskussion dazu gesagt hätte?

Den Abschluss des Briefes bildet eine Aufwertung der Mutter, welche auch Selbstkritik einschließt. Darf man das erstaunlich finden? Schon in den ersten Jugendbriefen an Fritz hatte Weber von seiner Verslossenheit berichtet. Doch hier treten zum ersten Mal wirklich selbstkritische Töne auf. Weber bemerkt seine

1 Jugendbriefe S.109f. (3.5.1884).

2 Jugendbriefe S.111 (3.5.1884).

„Unfähigkeit, gerade mit denjenigen Menschen, die mir am nächsten stehen, mich über allerhand Dinge mündlich zu verständigen und auszusprechen, mich ihnen gegenüber im Verkehr herzlich oder auch nur liebenswürdig zu geben, mit einem Wort, [...] meine 'Zugeknöpftheit' und die Unliebenswürdigkeit meiner Verkehrsformen. Ich kann Dich nur ehrlich versichern, liebe Mutter, dass Dein Einfluss auf uns, trotzdem und weil er uns nicht immer klar war, größer war als derjenige der meisten Eltern auf ihre Kinder – [...] –; wenn ich oft unfreundlich und unliebenswürdig war, so geschah dies, weil ich mich dann viel, vielleicht zu viel, mit mir selbst befasste und mit mir selbst uneins und unzufrieden, aber nicht fähig war, dies offen zu sagen und auch wieder unfähig, es ganz zu verbergen. Ich war mit meinen Gedanken oft auf ganz exzentrischen Wegen und muss es hauptsächlich Deinem Einflusse zuschreiben, dass ich jetzt zu einer ruhigeren Anschauungsweise gelangt und fähig bin, etwas auf die Erfahrung zu geben und die Gedanken und Persönlichkeiten anderer Menschen vorurteilslos zu betrachten und daran zu lernen. Ich habe in meiner Universitätszeit zwar viele, wie ich jetzt merke, sehr leichtsinnige Dinge getan, aber keine schlechten Streiche, und wenn das nicht geschehen ist – jung, wie ich war und bin, lag die Versuchung oft nahe – so war es deshalb, weil ich dabei an Dich gedacht habe“.¹

Der Schreiber stellt Gegenwart und Vergangenheit einander nach dem Muster der Opposition von Unreife und erlangter Reife gegenüber. Das schließt eine Überwindung seiner „Unherzlichkeit“ nicht zwangsläufig ein, von der er anfangs wie von einer bleibenden Charakteristik spricht, genau wie von seiner „Unfähigkeit, [...] mich mündlich zu verständigen“ – schriftlich scheint es ja besser zu gehen, auch wenn seine Satzkonstruktionen hier recht kompliziert werden.²

„Ich war in meinen Gedanken auf ganz exzentrischen Wegen“, er sei aber „jetzt zu einer ruhigeren Anschauungsweise gelangt“, teilt er mit und meint, inzwischen zwei Dinge gelernt zu haben: Vorurteilslosigkeit im Umgang mit anderen und die Fähigkeit, von diesen und aus der Erfahrung zu lernen. Der doppelte Hinweis darauf, dass er jetzt „aus der Erfahrung lerne“, lässt ein dahinterliegendes Motiv der pragmatischen Moralismuskritik vermuten, wie sie im Bismarckschen Reich verbreitet gewesen sein dürfte, aber grundsätzlich im europäischen Denken nach der französischen Revolution einflussreich ist. Darauf deutet auch die Steigerung „viel, vielleicht zu viel“ in Bezug auf die Beschäftigung mit sich selbst hin: ein zu viel der Selbstreflexion, das kann es nur geben, wenn man irgendein Maß des „gesunden Nachdenkens“ voraussetzt. Das Kriterium dafür müsste von außen kommen.

Max scheint im Brief über das Ziel hinauszuschießen, die Mutter betreffs ihrer Erziehung zu beruhigen und beginnt eine ausführliche Kritik seines alten, als überwunden betrachteten Ich. Doch kehrt er im Laufe seiner Ausführungen zweimal auf die Rolle der Mutter zurück: einmal schreibt er seinen Reifungsschub ihrem Einfluss zu, die er seit Monaten nicht sieht, dann behauptet er auch, der Gedanke an die Mutter habe ihn daran gehindert, grobe Fehler zu begehen. Der Gedanke an den Vater hätte da offenbar nicht weiter geholfen.

1 Jugendbriefe S.114f. (3.5.1884).

2 <Hauptsatz>, <Einschub: Anrede>, (dass <Nebensatz> (trotzdem <Nebensatz>)) <Hauptsatz> <Einschub> (wenn <Nebensatz> und weil <Nebensatz Teil 1> (<Einschub: Steigerung>) und <Nebensatz Teil 2> aber <Teil 3>, <Infinitivsatz>).

Übrigens eine, wie wir noch sehen werden, typische Bewegung: Er spielt hier auf etwas an, er macht der Leserin ein wenig Angst: „grobe Fehler“, aber er lässt sie im Dunkeln über die Natur dieser Fehler. Ähnlich wird er im Werbungsbrief an Marianne verfahren.

Das Bekenntnis zur Mutter ist neu und eher unerwartet. Nach den Zeugnissen der vorangegangenen Briefe: der erste Studentenbrief zeigte eine starke Orientierung am Vater, im ersten Soldatenbrief bezieht er sich kritisch auf die Äußerungen der Mutter. Was ist geschehen? Max ist in die Sphäre der brieflichen Familiendiskussion eingetreten. Die reicht (auch) für ihn, wie noch zu sehen sein wird, über die Mutter hinaus und schließt später eine Zeit lang Emmy, dann Marianne mit ein. Was Weber hier tut, ist: er formuliert sich selbst innerhalb dieses Diskussionsraums.

Bei den Neigungen mindestens zweier der in den Kreis einbezogenen Damen ist es nicht erstaunlich, dass auch über religiöse Literatur diskutiert wird¹, welche Max von „Tante Ida“ geliehen bekommt. Im Unterschied zu früheren Beschreibungen von Predigten steht dabei die Auswirkung auf die andere im Mittelpunkt, hier: „Tante Idas“ „Weltanschauung“. Aber Weber diskutiert jetzt auch häusliche Angelegenheiten: „Also das Haus wird am Ende doch noch nach dem größeren Plane umgebaut? Das hatte ich jetzt nicht mehr gedacht, da das doch jedenfalls fabelhaft kostspielig wird“.

Die Mutter ist der Punkt, an dem sich alle Linien schneiden:

„Ich habe von Straßburg, wie gesagt, in letzter Zeit durch einen sehr gut gelaunten Brief von Emmy gehört. Der Onkel scheint mächtig hinter der Arbeit zu sitzen, die offenen Abende aber allseitigen Beifall gefunden zu haben. Wenn Du übrigens meinst, es würde Alfred gut tun, einmal mit Otto [...]“.²

Drei Sätze: vier Namen. Einheit des Ortes: Straßburg. Einheit der Handlung: nur in der Korrespondenz Max-Mutter verknüpfen sich diese Einzelschicksale direkt, welche indirekt immer schon durch Familienbände untereinander verbunden sind.

„Mein Verkehr im Baumgartenschen Hause wird wirklich für mich immer angenehmer und wertvoller“, schreibt Max im Juli 1884 und betont die Toleranz der Familienmitglieder etwa bei Diskussionen über Ottos Frau Emily.³ Der briefliche Diskussionsraum scheint ein Gegenstück im Reich der Gespräche zu haben. Diese Gesprächswirklichkeit referiert Weber im Brief an die Mutter. Er zählt die verschiedenen Ansichten weiterer Familienmitglieder über die junge Dame auf. Sollte es sich einfach um Klatsch handeln? Das wären Informationen über andere, an deren Ansichten und Wohlergehen kein direktes menschliches Interesse besteht. Es handelt sich um Informationen, die nur aus Wohlgefallen am Abträglichen der Erzählung weitergegeben werden. Die Grenzen verschwimmen: „Die Verhältnisse bei X habe ich mir ungefähr so, eher noch unerfreulicher, vorgestellt [...] Ob eine solche Änderung der

1 Jugendbriefe S.120f. (8.7.1884).

2 Jugendbriefe 203 (17.2.1886).

3 Jugendbriefe S.121f. (8.7.1884).

Behandlung ihm gegenüber möglich ist, liegt mir fern beurteilen zu wollen [...]“.¹ Anderwärts diskutiert Weber auf immerhin zweieinhalb Druckseiten, ob Cousin Otto gut daran tue, seinen Haushalt aufzulösen und seine junge Haushälterin wegzuschicken.² Doch geht es jetzt zunehmend um Fragen, welche Max' Geschwister betreffen. Erziehungsfragen. Es genügt, die im Brief vom 2. September 1884 genannten Eigennamen aufzuzählen, um die Veränderung in Webers Welt zu sehen: Klara, Alfred, Karl, Artur; jedem widmet Weber etwa einen Satz. Noch ein Jahr zuvor waren die Geschwister nicht einmal als Gruppe in Max' Briefen vorgekommen. Jetzt fragt er nach ihnen. Er will hören, „was die Geschwister für Zeugnisse mitgebracht haben“.³ Er bespricht die neuesten Nachrichten aus der Familie, den Bruder Karl betreffend: „Das sind ja aber recht traurige Nachrichten, die ihr mir da geschrieben habt“. Oder Weber erörtert, ob Karl durch seinen Lehrer zum Denken angeregt worden sei.⁴ Er gibt Ratschläge und: „Alfred bitte ich zu seiner Versetzung zu gratulieren. Er kommt ja nun in die höchsten Regionen der Schule [...]“. Mit Alfred führt er inzwischen einen eigenen unregelmäßigen Briefwechsel. Auch davon berichtet Max der Mutter. „Übrigens hat mir Alfred einen sehr netten längeren Brief über Strauß' Leben Jesu geschrieben“.⁵ Im um die Mutter herum gebauten Familienraum gibt es keinen Sichtschutz. Weber gibt zu verstehen: er ist direkt informiert und kann daher Empfehlungen aussprechen: „Wenn Du übrigens meinst, es würde Alfred gut tun einmal mit Otto zusammenzukommen, so glaube ich eigentlich doch, dass es dazu gut wäre, wenn er noch etwas älter wäre [...]“ – er ist noch zu jung, der Bruder, offenbar weitaus jünger als Max selbst, auch wenn Alfred ebenfalls eine Sonderrolle spielt. Den kleineren Brüdern schreibt Max nicht selbst, sondern schreibt über sie: „Hoffentlich hast Du von Karls Konfirmation den wohlthuenden Eindruck mitgenommen, den Du erwartetest. Besonders würde mich interessieren, wie er selbst mit seinen Gedanken eigentlich dem Akt gegenüberstand“.⁶ Dann erklärt Weber der Mutter, was die Konfirmation für ihn selbst bedeutet habe und warum das kein leichter Moment sei für einen jungen Mann, der noch zur Schule geht. Webers Position ist inzwischen eindeutig: Gefolgsmann der Mutter, Generationenvermittler, Miterzieher.

Auch in Briefen an den Vater erwähnt Weber zahlreiche Verwandte. Über Hausraths schreibt er zum Beispiel: „Es sieht dort ziemlich trüb aus. Die Tante [...] Beneckes (..) Der Onkel Adolf [...] Kindern [...] August [...] Onkel [...] Onkel Julius (..) Emmy [...] Tante [...] Onkel [...]“.⁷ Aber bei dieser langen Aufzählung geht es vor allem um Politisches und Anekdotisches. Bald bekommt der Vater offenbar auch keine Briefe mehr von Max. In der Briefsammlung Mariannes ist der vom 2. November 1885 der letzte, ein Bericht

1 Jugendbriefe S.219 (16.6.1885).

2 Jugendbriefe S.154 (16.3.1887).

3 Jugendbriefe S.154 (29.3.1885).

4 Jugendbriefe S.211 (31.3.1886).

5 Jugendbriefe S.203 (17.2.1886).

6 Jugendbriefe S.211 (31.3.1886).

7 Jugendbriefe S.149 (15.3.1885).

über die Wiederaufnahme des Studiums in Göttingen. Max schreibt jetzt an Alfred, an die Schwestern Lilli und Klara, er schreibt an Emmy Baumgarten und an deren Vater. Er schreibt aus Göttingen und von jeder Militärübung an die Mutter. Der Vater ist aus der Familiendiskussion ausgeschlossen. In Max' neuer Briefwelt kommt er nur noch als einer vor, der hier und da erwähnt wird. Er steht draußen.

II.4 Der große Bruder

Im Laufe der Jahre hat sich die Textfunktion der Weberschen Briefe geändert. Von den mal erörternden, mal beschreibenden Briefen an Fritz, über die Darstellungen des Studentenlebens in den Briefen aus Heidelberg an die Eltern geht Max zum argumentativen Schreiben über. Der erste Brief des Soldaten an die Mutter signalisiert den Übergang zu einer von Erörterungen dominierten Korrespondenz. Sicher gibt es auch hier noch zahlreiche deskriptive Passagen, in denen etwa das Soldatenleben in Straßburg oder später im Osten dargestellt wird. Auch unter den Briefen an den Onkel findet sich noch einmal eine ausführliche Beschreibung Berlins unter dem Eindruck des Sterbens von Wilhelm I. Den Charakter von Webers Briefwechsel mit Alfred, mit Emmy und Hermann Baumgarten sowie mit der Mutter bestimmt aber die Erörterung. Es sind briefliche Diskussionen mit Mitgliedern der Familie¹, unter Ausschluss des Vaters. Weber nimmt seinen Platz im Familienbild ein: er ist der große Bruder. Vielleicht auch mehr? Briefe an Klara und Lilli, die Schwestern, haben keinen starken erzieherischen Aspekt. Doch was Max dem jüngeren Bruder Alfred schreibt, ist streng argumentativ orientiert und sichtlich darum bemüht, dem jüngeren Bruder die Welt zu erklären und das richtige Tun und Denken nahezulegen. In diesen Briefen stellt sich Weber zum ersten Mal als Ratgeber dar, er nimmt die Stellung des Wissenden ein, wie er es zehn Jahre später in Briefen an Marianne und an die Mutter, an Robert Michels, an Edgar Jaffé und Frieda Groß tun wird.

Der erste – in den „Jugendbriefen“ wiedergegebene – Brief an Alfred datiert vom 25. März 1884 und ist in Gelegenheit von Alfreds Konfirmation geschrieben. Max fühlt sich berufen, dem Bruder „als Bruder und Christ wenigstens ein paar Worte zu sagen“. Er spricht als Erwachsener, der dem Jüngeren seine Aufgabe klar macht: „An Dich also tritt jetzt wie an jeden andren Christen die Forderung heran, Dir darüber eine eigene Ansicht zu bilden als christliches Gemeindemitglied; eine Aufgabe [...]“. Modus ist der Indikativ, der Verfasser stellt einfach dar, ohne Nebensätze und nur selten fügt er Ausdrücke der Reserve und des Zweifels ein. Diese reine Deskription ist freilich tendentiös und bereitet die anschließende Aufforderung vor. „Wie ich glaube“, erklärt er, „liegt die Größe der christlichen Religion eben darin [...]“. Er fügt hinzu: „Sie

1 Marianne Weber: Max Weber: ein Lebensbild, München (Piper) 1989, S.98: „er pflegt nur mit den menschen Freundschaft, die ihm durch Verwandtschaft vertraut sind“.

ist eine der Hauptgrundlagen“ aller Bereiche der modernen Kultur. Er setzt dabei voraus, er, Max Weber, übersehe alle Gebiete des menschlichen Lebens:

„die Staaten, [...] die großen Taten [...] die großen Gesetze und Ordnungen [...] ja auch die Wissenschaft und alle großen Gedanken des Menschengeschlechts haben sich hauptsächlich unter dem Einfluss des Christentums entwickelt. Die Gedanken und die Herzen der Menschen sind nie, seit die Welt denken kann, von etwas so erfüllt und bewegt worden wie von den Ideen des christlichen Glaubens und der christlichen Menschenliebe“.¹

Die Position des Schreibers ist klar: er kennt die gesamte Geschichte der Menschheit und alle ihre kulturellen Äußerungen. Er erlaubt sich eine Prognose: der kleine Bruder werde das nach und nach auch verstehen. Nun: er brauche ja nur in die Geschichtsbücher (etwas feierlich: „Tafeln“) zu schauen: „Das wird Dir, je mehr Du in die Geschichtstafeln der Menschheit blickst, um so klarer werden. [...] Das Christentum ist das gemeinsame Band, welches uns mit allen Völkern und Menschen, welche auf gleich hoher Stufe stehen wie wir, verbindet“. Zunächst steht Weber dem Adressaten also als Wissender und zugleich als Mahner gegenüber. Dann zeigt er sich auf der anderen Seite und spricht von „uns“: „wir Jüngeren können [...]“. Das ist aber nur ein rhetorischer Trick, denn schon im nächsten Satz gibt er wieder den Wissenden: „Je früher wir erkennen, dass unsere eigene Zufriedenheit und unser innerer Frieden mit dem Bestreben, [...] verbunden ist, je eher werden wir das freudige Gefühl haben, [...]“.² Wer das sagt, weiß es schon. Deshalb kann er den Appell auch in einen konstatierenden Satz verpacken. Er sagt einfach: 'so und so ist es besser für Dich'. Im Übrigen ist ja durchaus erörterungsbedürftig, was Weber da schreibt. Haben sich Wissenschaft und Kultur wirklich „hauptsächlich unter dem Einfluss des Christentums entwickelt“? Mindestens die griechische Antike hätte Max hier wohl nicht unterschlagen dürfen. Dann ist auch die Argumentation eigenartig. Was hat die „Kulturbedeutung“ des Christentums mit dem Glauben zu tun? Er spricht nicht von Gott, kein Wort über Jesus. Die christliche Religion erscheint einfach als großartige, grandiose Macht, in die man sich einzufügen beeilen sollte.

Warum schreibt Max das? Denkt er das wirklich? Er hat Geschichte und etwas Philosophie (Plato!) studiert, und er hat ein humanistisches Gymnasium besucht. Was schreibt er da also? Bei so einem „Konfirmationsbrief“ dürfte es sich um ein Werk handeln, dessen Abfassung Weber von der Mutter nahegelegt wurde und dessen Lektüre durch dieselbe überaus wahrscheinlich war.

Max Weber, der Erzieher, übernimmt die Rolle eines der Mutter folgenden Vaters. Das geschieht in demselben Zeitraum, in dem er sich in die Familiendiskussion einlässt und sein Vater, Max Weber sr., aus der Korrespondenz verschwindet. In den Briefen an Alfred sieht es fast so aus, als sei Max jr. der Vater. Er steht Helene bei der Erziehung bei.

Doch Alfred nimmt die Erziehungs- und Belehrungsversuche des Bruders offenbar nicht einfach hin. Am 5. August 1887 antwortet Max auf einen Brief

1 Jugendbriefe S.106 (25.3.1884).

2 Jugendbriefe S.108 (25.3.1884).

des kleinen Bruders, welcher ihm gegenüber sehr kritisch gewesen zu sein scheint. Gleich auf den Gruß und die Feststellung, dass er auch jetzt keine Zeit habe, folgt eine prinzipielle Erklärung: „im Allgemeinen“ sei er „nicht sehr für große prinzipielle Auseinandersetzungen eingenommen“.¹ Doch wolle er sich hier einmal auf so etwas einlassen. Max schreibt, er finde es unverständlich, „wie Du Dir selbst fortwährend die Ansicht beizubringen vermagst, es sei, wie Du schreibst, mit Dir zu Ende. Oder Du müsstest an Dir verzweifeln. Da frage ich doch einfach: warum?“ Alfred scheint sich in einer schweren Krise zu befinden und als Grund dafür prinzipielle – und offenbar unlösbare – theoretische, philosophische Probleme angeführt zu haben. Was sieht Max darin? „Nur eine ganz enorme Überschätzung der Bedeutung der Theorie in der Welt und für den einzelnen“. Alfred solle sich doch fragen, „ob nicht ein gut Teil Selbsttäuschung dabei ist und ob wohl auch der Reiz, den der Pessimismus nun einmal an sich hat, dem fast jeder zeitweilig einmal nachgibt, dabei mitspielt“. Immerhin gesteht er eine Besonderheit Alfreds zu, „doch nur, um ihn zurechtzuweisen: „Die ungemeine Stärke dieser Gedanken bei Dir, das ist allerdings der Holzweg, auf dem ich Dich wohl zu Zeiten fand, und ein Holzweg ist's, denn es kommt nichts dabei heraus“. Der große Bruder beurteilt den Denkweg Alfreds. Wie kommt Max dazu? Er beruft sich auf die Einsicht in die Grenzen philosophischer Reflexion. Ihm zufolge liege Alfreds Ansichten „eine ganz enorme Überschätzung der Bedeutung der Theorie in der Welt und für den einzelnen“ zugrunde, welche er selbst also offenbar eher gering einschätzt. „Theoretische Fragen“, erklärt er später, seien „zum Heil der Menschen nicht wesentlich“. Mit „Theorie“ ist hier offenbar nicht irgendeine wissenschaftliche Theorie gemeint: Es handelt sich um „Fragen, die unserer Erfahrung niemals unterliegen werden“, also um philosophisches Denken über Sinn und Bedeutung unseres Lebens, Handelns und Sprechens. Nur so wird auch verständlich, wie Alfred an solchen Fragen „verzweifeln“ könne. Warum nennt Weber solche philosophische Reflexion „Theorie“? Offenbar kann, wer philosophisches Denken „Theorie“ nennt, ihr umstandslos die „Praxis“ als Heilmittel gegenüberstellen. In der Tat empfiehlt Weber praktische Tätigkeit: er müsse „immer wieder betonen, dass ich niemanden für berechtigt halte, zu sagen, er verzweifelte an sich selbst, weil er in irgendeiner Weise mit seinem Denken nicht im Reinen ist. Darüber kann nur die Praxis hinweghelfen, sie aber leicht“.² Doch lässt der große Bruder es bei der ergotherapeutischen Mahnung nicht bewenden. Er könne da nur sagen, dass Arbeit etwas sehr Gutes ist, aber auch mal ein frisches studentisches Leben viel und oft mehr leistet, und das wollen wir Dir wünschen“.

Der geringe Wert philosophischer Fragen stelle nach Max' Darstellung „doch wohl eine Wahrheit [dar], die unsere Zeit entdeckt hat“.

1 Jugendbriefe S.263 (5. 8.1887).

2 Jugendbriefe S.265 (5.8.1887).

II.5 Politik und Wissenschaft: an den Onkel

Der Vater scheint innerhalb der unaufhaltsamen Familienerörterung der Webers keine Rolle zu spielen. Doch zeigen die Briefe des jungen Max an seinen Onkel Hermann Baumgarten, wie sehr Weber an seinen Vater gebunden bleibt. Der Onkel wurde für Weber in der Straßburger Zeit offensichtlich zur wichtigen Bezugsperson. Weber hatte schon zuvor an der Auseinandersetzung zwischen ihm und Treitschke Anteil genommen, dann in allen Straßburger Briefen von seinen Besuchen bei Familie Baumgarten erzählt, wo sich, seiner Darstellung zufolge, auf zwanglose Weise familiäre und universitäre Atmosphäre miteinander verband. Schließlich hat er auch Seminare des Onkels besucht.¹ Dieser Onkel ist offenbar ein bekannter Mann: Hochschulprofessor mit politischen Interessen, dessen Streitschriften zu Treitschkes Deutscher Geschichte auch in Heidelberg diskutiert wurden. Wie soll sich der Neffe zu diesem Mann verhalten? Respektvoll, dürfte man annehmen, klar seine soziale, wissenschaftliche und kulturelle Unterordnung zum Ausdruck bringend. Doch das tut Weber nicht. Er ordnet sich nirgendwo in seinen Briefen mehr unter, wie er es noch als Student durch seine ständige Rechenschaftslegung Vater und Mutter gegenüber getan hatte. Mit der Mutter erörtert er jetzt Familienfragen und dem Vater schreibt er gar nicht mehr. Der bleibt nun allerdings in den ersten Jahren der Korrespondenz mit dem Onkel Max Webers Bezugsperson für politische Ansichten und Informationen, ja, er verschmilzt mit dem Sohn zu einem nie weiter explizierten „wir“.

Max Webers politische Bildung vollzieht sich, was ihren brieflichen Ausdruck angeht, in der Korrespondenz mit diesem Onkel. Im Briefwechsel mit dem Vater trat kaum einmal ein politisches Thema auf, wenn man von Hinweisen auf Treitschkes Wirkung absieht.

Weber wohnt in Berlin, der Hauptstadt. Sein Vater ist Politiker. Diese geographisch und familiär begründete, privilegiert erscheinende Sicht der Dinge wird hin und wieder durch Bezugnahme auf „Altersgenossen“ ergänzt, zu welchen Weber allerdings gleichzeitig wenig Zugang zu haben eingesteht. Nur da stellt sich Weber als schwach dar, wo es um seine juristischen und rechtshistorischen Kenntnisse geht – auf einem Gebiet, welches an sich gemeinsame Interessen mit dem Onkel nicht berührt.²

Schon Anfang 1885 stellt Weber dem Onkel gegenüber die geographische Nähe zum Kaiser heraus und berichtet: „Zweimal sah ich, dass er von seinem Fenster aus auf seinem Arbeitsstuhl, den er herumgedreht hatte, sitzend die Parade abnahm“. Die Fenster des Kaisers: eine erste Quelle Weberschen Expertenwissens. Der Onkel sieht so etwas nicht. Weber kann ihm auch vom „Berliner Publikum“ erzählen. Dem gehört er selbst an. So hat er sicher aus der

1 Jugendbriefe S.93 (19.1.1884).

2 Vgl. So führt er als Entschuldigung für das späte Schreiben sein Nachholbedürfnis mangels „juristischer Kenntnisse“ an: diese „sind auch jetzt noch sehr wenig gründlich“; freilich erklärt er dann, „römisches und deutsches Privatrecht mit vollen Schikanen“ durchgearbeitet zu haben, „wobei mich mein unangenehm mangelhaftes Gedächtnis manchmal ärgerte“, Jugendbriefe S.165 (17.1.1885).

Zeitung Informationen über den Prozess gegen den antisemitischen Prediger Stöcker, und die Beurteilung von dessen Verteidigern, der „Treitschkeschen Gesinnungsgenossenschaft“ ist Weber wohl selbst zuzutrauen. Wenn er dann schreibt: „Man hatte [...] nur gehofft“, kann es sich, seiner Angewohnheit entsprechend, um eine Äußerung eigener Hoffnung handeln. Doch dann schreibt er über Werturteile der „meisten hier“ und behauptet, „die Genugtuung war allgemein“: wie beglaubigt Weber nun diese Allgemein-aussagen? Vermutlich über eine weitere Gewährsperson: seinen Vater, den er im nächsten Abschnitt auch nennt. Die Aussagen des Vaters werden dabei unmittelbar geteilt: „die letzte Periode der Parlamentssession muss entsetzlich langweilig gewesen sein, wenigstens atmete mein Vater auf, als die unerfreuliche Plackerei endlich zu Ende war“. Das ist die Quelle. Die Nachricht: dass „sich immer mehr herausstellte, dass die nationalliberale Fraktion in ihrer jetzigen Zusammensetzung leistungsunfähig ist“. Weber macht sich hier offenbar unmittelbar Wertungen des Vaters zu eigen. Dann zitiert er freilich: „Mein Vater fand [...]“. Auf wen der beiden, Vater oder Sohn, die folgenden Sätze zurückgehen, bleibt wiederum unklar: „Ob die Partei noch einmal Vertrauen im Volke gewinnen wird, ist sehr die Frage“, „deren Fähigkeit zu einer positiven Politik sinkt fortwährend im Kurse“. Letzterer geht denn auch unmittelbar in eine Wiedergabe der Befindlichkeit des Vaters über: „Mit Leuten wie Rickert usw. kann sich mein Vater überhaupt nicht mehr verständigen“.

Die Einheit Vater/Sohn wird im immer wiederkehrenden „wir“ behauptet. Die Mutter wird gar nicht erwähnt. Heißt das nun, er hat die Rolle des jungen Mannes, der seinem Vater gleich wird, ohne Vorbehalte übernommen? Oder bezieht sich das nur auf geselligen Umgang? Nun, jedenfalls zeichnet Gemeinsamkeit offenbar auch die politische Orientierung aus: „Die Wahlen haben uns verhältnismäßig kalt gelassen“. Der Sohn präsentiert sich in Einheit mit dem Vater. Es scheint keinerlei Abstand zwischen ihm und seiner zentralen politischen Informations- und Beurteilungsquelle zu geben. Über Bismarck schreibt er: „Man kann sich doch an dem Manne von Zeit zu Zeit einmal freuen. Z.B. Haben wir uns, trotz mancher Zweifel, an seiner Rede über die Sonntagsruhe gefreut“.¹ Nach weiteren Ausführungen zu Bismarcks Verhalten und zum Gesundheitszustand des Kaisers in der allgemeinen „man/ Vater“-Perspektive geht Weber zu seinen „wunderlichen Altersgenossen“ über, deren geringes Interesse an Politik er kritisiert. Hier gibt es kein „wir“. Max unterscheidet drei verschiedene Gruppen, über deren Stärke er offenbar informiert ist: „Andererseits gibt es auch, aber in erdrückender Minorität, stramme Fortschrittsleute unter den Studenten [...]“. Auch hier könnte sich die Frage stellen, woher Weber seine Informationen beziehe. Er hat ja keinen Kontakt mit den Leuten: „Mein eigener Verkehr ist ziemlich beschränkt. Außer wenigen älteren Bekannten verkehre ich hier mit dem Sohn des früher bekannten Stadtrats Hagen, über dessen Antrag das Ministerium der neuen Ära stürzte, einem Berliner Fortschrittsmann. Sonst bedarf ich jetzt des Verkehrs auch wenig“. Besuch hat „man“ aber wohl doch: „In unserem häuslichen Verkehr hat sich

1 Jugendbriefe S.171 (14.7.1885).

nicht viel geändert. Treitschke hat jetzt wieder angefangen, gesellschaftliche Beziehungen zu uns anzuknüpfen, nachdem die Leidenschaft auch auf dieser Seite etwas abgenommen hat“. Von Treitschke findet Weber dann den Übergang zu dessen Buch und zu dem des Briefempfängers. In der letzten Zeit „habe ich meiner Mutter zu ihrer großen Freude vieles daraus vorgelesen“. Es bleibt alles in der Familie.

Gedichte Treitschkes sendet Weber dem Onkel als Geburtstagsgeschenk. Ein Affront? Nein, ein Instruktionsversuch vielleicht. Der Onkel soll doch auch den Menschen Treitschke verstehen lernen. „Uns hier [...] hat es doch, als wir vor einiger Zeit einmal diese alten Sachen in die Hände bekamen, eine gewisse Freude gemacht, den idealen Grundzug zu finden, der dem so vielfach unglücklichen Mann selbst bei seinen größten Fehlern und Ungerechtigkeiten nie ganz abhanden kommt“. ¹ „wir-uns“: hier spricht Weber ganz als Vertreter seiner Familie, als deren Teil er sich seinen „Altersgenossen“ gegenüberstellt. Eben diesen „Altersgenossen“ gibt Max die Schuld an der negativen Wirkung Treitschkes wie Bismarcks: „Wäre bei meinen Altersgenossen nicht an sich schon die Anbetung der militaristischen und sonstigen Rücksichtslosigkeit, die Kultur des sogenannten 'Realismus' [...] zeitgemäß, so“ hätten Treitschkes Vorlesungen keine negative Wirkung. Webers Kritik, abgesehen von der eher unvorsichtigen Allgemeinheit des Urteils, durch welche er sich, nicht zum ersten Mal, Beschwerden älterer Herrschaften über 'die jungen Leute' nähert – anders gesagt: sich wieder einmal von Gleichaltrigen abgrenzt –, setzt eine Reihe von Idealen voraus: Rücksichtnahme, wahrer Realismus, Feinheit. Die Atmosphäre scheint unerträglich: „So freilich wie jetzt ist der Erfolg nur, dass ernste, gewissenhafte, um das Resultat unbekümmerte Arbeit nur im Interesse der Wahrheit tief im Kurs steht und eine fleghafte Suffisance [...] gegenüber allen nicht 'opportunistischen' Anschauungen sich breitmacht“.

Weber führt hier im Übrigen einen weiteren Gewährsmann an: den „Statthalter selbst, der gelegentlich auf einer nationalliberalen Kneipe war“. Max lernt wichtige Leute kennen. So kann er erzählen, was „mir neulich ein Landtagsabgeordneter, der bekannte Bimetallist Arendt (freikonservativ), sagte“, und sich ganz als Insider darstellen. ² Nach und nach beginnt Max, sich vom Vater zu lösen. Ab 1887 berichtet er über eigene Bekannte, „eine Gesellschaft junger Nationalökonomten“. ³

Am 30. April 1888 schreibt Max: „Ich habe jetzt vielfach Gelegenheit gehabt, die unter meinen Altersgenossen oder den um einige Jahre Älteren herrschenden Auffassungen näher kennen zu lernen“. „Jetzt“! Hat er nicht schon öfter auf seine Kenntnis der Gleichaltrigen hingewiesen? „Jetzt“ urteilt er allerdings vorsichtiger als zuvor: er teilt sie in Gruppen ein, deren erste beiden schlecht informiert seien. „Aber“, teilt Weber mit, „es gibt doch andere Elemente unter ihnen“ (nicht: uns!), „denen ich nicht in der Lage bin geistige Freiheit abzusprechen“. Urteilt er jetzt endlich frei und allein?

1 Jugendbriefe S.231 (25.4.1887).

2 Jugendbriefe S.248 (29.6.1887).

3 Jugendbriefe S.270ff. (30.9.1887).

1889 diskutiert Weber das Verhalten des Kaisers („Als ich 1888 übte, war in Posen bei meinem Regiment helle Entrüstung“¹), inzwischen ist es Wilhelm II., und für die Kenntnis über Lage und Zukunft des Liberalismus spielen nicht mehr privilegierte Zugänge über den Vater eine Rolle und erscheint auch kein „wir“ mehr, es ist nur noch von direkten Kontakten und Beobachtungen Webers die Rede. Das „wir“, die unerklärte Einheit Max sr./jr., ist genauso verschwunden wie jeder Bezug auf das Leben in der Hauptstadt als politisch besonders interessanter Existenz. Wie er hier sich darstellt, so ist er aus sich selbst. Damit ist der Vater in Webers Briefwelt gänzlich ausgelöscht. Doch frei ist Max wohl noch nicht, sondern zutiefst gefangen in der Familienerörterung.

II.6 Die Verlobte (1): Emmy

A Beim Ball

Es ist eine rein männliche Welt, welche Weber da in seinen Briefen entfaltet. Einzige Frau ist lange Zeit die lesende Mutter: sie selbst kommt allerdings nicht vor in diesem Kosmos: er schreibt nicht über sie. Er berichtet ihr. Sie ist der Fluchtpunkt hinter der Bildfläche, auf den hin alles gezeichnet ist. Von Frauen ist in Webers Briefen bis 1884 keine Rede. Der Student und erst recht der Soldat im Umfeld des Militärs trifft keine.

„Königs Geburtstag hatten wir einen Ball, d.h. in einer Baracke des Kasernements stand eine große Bierkneiperei mit Tanzmusik (ohne Damen) statt. Die Soldaten tanzten untereinander, ich war, ich weiß nicht, ob meiner zierlichen Figur wegen, sehr beliebt als Dame für die Kompanieoffiziere und habe, da ich das Tanzen als Dame schlecht verstand und stolperte, unseren einen, sehr zierlichen und jugendlichen Leutnant beim Tanzen an die Mauer gequetscht, dermaßen, dass er Nasenbluten bekam“.²

Zum Tanzen ist Weber nicht geschaffen, etwas Bärenhaft-Tapsiges scheint ihm in seiner Selbstdarstellung anzuhaften. Der Mann, als den er sich darstellt, ist zwar zum Marschieren zu gebrauchen, aber nicht für durch Konventionen der Galanterie gebundene Bewegungsformen, schon gar nicht dafür, sich „als Dame“ führen zu lassen.

Gesellschaftliche Ereignisse sind seine Sache nicht. Das ist eine Konstante in Webers Selbstdarstellung. 1886 beklagt er sich in einem längeren Brief an die Mutter über die Verpflichtung, an einem Ball teilzunehmen: Man „strampelt, schwatzt und schwatzt (von zehn bis gegen drei: fünf Stunden)“.³ Alles in allem zwölf Stunden, summiert Weber den Zeitaufwand und bemerkt: „Innerhalb dieses Zeitraumes kann man den allgemeinen Teil des Reichsstrafgesetzbuches ganz durcharbeiten und den besonderen wenigstens bis zu den 'gemeingefährlichen Verbrechen' (..)“. Er stellt sich als einer dar, für den das Tanzen ein Zeitverlust ist. Auch mit der Konversation der Damen ist er nicht sehr nachsichtig: „mit einigen der jungen Damen unterhielt ich mich in der Tat leidlich

1 Jugendbriefe S.328 (3.1.1891).

2 Jugendbriefe S.158 (29.3.1885).

3 Jugendbriefe S.198ff. (24.1.1886).

und lernte im Lauf der Zeit etliche Gegenstände gründlich, und nach und nach von den verschiedenen Damen von den verschiedenen Seiten beleuchtet, kennen“, nämlich: „Schlittschuhbahn, Gesangverein, Verlobung eines Unterbibliothekars, Kotillon, Hitze im Zimmer, Wettereventualitäten usw.“ Er fasst zusammen: „Ich ließe mir ein bis eineinhalb Stunden tanzen gern gefallen, wenn man dabei in seiner Eigenschaft als vernünftig bekleideter Mensch und nicht qua Frack, Zylinder, weiße Handschuhe, schwarze Beinkleider und zugehöriger Ausfüllung derselben nebst Sprechanismus beteiligt wäre“. Der hier beteiligte „Sprechanismus“ ist offenbar nicht das, was er im Gespräch einsetzen möchte. Übrigens verwendet er dieses Kunstwort auch in einem Brief an Emmy, in dem er sich über den Berliner Umgangston beklagt.¹ Er weist das Funktionieren „Sprechanismus“ dabei den Mädchen aus Berlin zu – der Angeschriebenen sicherlich nicht. Der „Sprechanismus“ kommt also bei bestimmten Mädchen zum Einsatz, bei bestimmten Gelegenheiten aber benutzt ihn jeder. Was stellt Weber diesem mechanischen Sprechen gegenüber? Bei familiären Treffen im kleinen Kreis fühlt sich Max offenbar wohler:

„meiner Ansicht nach lässt sich aber ein sogenannter Ball weder einem derartigen höchst behaglichen Zusammensein noch selbst dem geringsten Frühschoppen [...] annähernd an Wert und zivilisatorischem Gehalt an die Seite stellen“.²

Treffen familiärer Natur, das ist denn auch der einzige Zusammenhang, in dem Weber Frauen kennen lernen kann. Beim Frühschoppen wohl nicht. Und tatsächlich ...

In Webers Briefen aus der Straßburger Zeit treten zum ersten Mal Frauen auf. Es handelt sich vor allem um die Cousinen, Töchter der Familie Baumgarten, auch um die Frau des Cousins, also jedenfalls: Verwandte. An eine dieser jungen Frauen schreibt Max dann, als er aus Straßburg nach Charlottenburg zurückgekehrt ist, längere Briefe. Es ist Emmy Baumgarten. Die erste Frau, welche nach der Mutter unter Webers Korrespondenzpartnern zu finden ist. Wie kommt sie hierher? Was macht sie in Webers Briefwelt?

B Männer und Frauen

Schon in den ersten Jugendbriefen hatte Weber ein Ideal von Männlichkeit vertreten, das sich mit Ciceros „Wehleidigkeit“ nicht vertrug. Nun wird sich auch bei der Behandlung von Webers späteren Briefen, von Aufsätzen und Artikeln zeigen, dass er auch noch als Fünfzigjähriger „Männlichkeit“ einen hohen Wert beimisst. Doch besteht diese Männlichkeit nicht im Gegensatz zu einer wie auch immer zu verstehenden „Weiblichkeit“, sondern einfach zum „Kindlichen“, „Kindischen“, Unreifen.³ Welche Stellung nimmt dann das Frau-sein in Webers Welt ein? Er erörtert die Frage in mehreren Briefen an Emmy. „Natur“ und „Weltordnung“ bemüht er, wo es um das unterschiedliche Leben

1 Jugendbriefe S.241 (8.5.1887).

2 Jugendbriefe S.202f. (17.2.1886).

3 Siehe unten, Kap. VII und VIII.

von Mann und Frau geht. Übrigens steht diese metaphysische Verankerung der Frauenrolle sehr weit von dem, was zu Webers Zeiten seit gut achtzig Jahren die literarische und politische Avantgarde bewegt. Erinnert sei hier nur an die Frauen der Romantik, an die Hauptfigur von Friedrich Schlegels Erziehungsroman „Lucinde“, Künstlerin und freie Geliebte, an Louise Aston und andere Frauen der Zeit um 1848, schließlich auch an Franziska von Reventlow, mit welcher Weber später persönlich bekannt werden wird. Das Bürgertum, welchem Weber angehört, ist offenbar von der Entwicklung der Zeit abgehängt. Nur so kann Max Folgendes schreiben:

„besonders uns Männern, denen die Natur, wie man sagt, den Wahlspruch gegeben hat, sich selbst zu helfen, scheint sie es oft um so mehr versagt zu haben, anderen helfen zu können [...] Ich erkenne eben daran immer wieder, dass das eigentlich Schwere der Pflichten, welche die Weltordnung den Frauen gesetzt hat, dass gerade sie so viel weniger in einzelnen, speziell äußerlich großen Fragen, welche durch bewussten Entschluss zu lösen sind, gipfeln – sondern viel wesentlicher auf dem Wege dauernder Selbstüberwindung erfüllt sein wollen“.¹

Auch vier Jahre später hat sich an der Weltsicht Webers offenbar nichts geändert. Sie ist eine Konstante der Zeit des Briefwechsels mit Emmy. „Eine Frau aber, sei es als Mutter, Tochter oder Schwester, sieht nichts von dem, was ihr Dasein tatsächlich für andere bedeutet [...]“; denn es lässt sich eben nicht äußerlich zur Darstellung bringen“. Im Häuslichen und Familiären wirke sie wohl, „aber wir haben nun einmal das Bedürfnis, auch äußerlich Zeichen dafür zu finden, und gerade in diesen äußerlichen Beziehungen sind wir Männer von der Natur ungerecht bevorzugt; freilich ist der Vorzug durch größere innere Armut erzeugt“.² Erstaunlich mag dann anmuten, dass Weber auch andere Frauen kennt. Die betrachtet er aber offenbar, ohne seine eigene Rolle und die von Emmy zu revidieren. Im Gegenteil. Die Art, wie er davon berichtet, bekräftigt die klassische Verteilung. Er folgt dem Modell der Teichoskopie, wie wir es aus klassischen Dramen kennen. Die Frau sitzt daheim, der Mann erzählt von der Welt da draußen. In einer Form der Mauerschau lassen Männer Frauen teilhaben an ihrer Welt. Die angemessene Form für diese Art von Welt-darstellung ist der Aufsatz. Kein Appell wie: studier doch auch! Keine Darstellung persönlicher Stimmungen und Gefühle. Als objektiv Dargestelltes steht hier im Mittelpunkt eines beschreibenden Texts, mitunter eines regel-rechten Traktats über eine offensichtlich erstaunliche Art von Frauen, welche Weber kennen gelernt hat: Studentinnen.

„Es gibt nämlich auch Studenten weiblichen Geschlechts [...] zwei junge Damen, welche ich bei einem alten Lehrer von mir, den ich oft besucht habe, in Charlottenburg kennen gelernt habe und die beide längere Zeit in Zürich auf der Universität studiert hatten. Die eine war noch ein Fuchs im ungefähr dritten Semester, die andere ein bemoostes Haupt wie ich. Beide studierten Medizin, die Füchsin außerdem noch irgendwelche Naturwissenschaften. Letzterer haftete eine gewisse Energie in den Bewegungen an, welche nicht immer ästhetisch wohlthuend war und außerdem eine gewisse

1 Jugendbriefe S.285 (17.2.1888).

2 Jugendbriefe S.391 (18.2.1892).

wissenschaftliche Art der Ausdrucksweise, auch bei sehr unwissenschaftlichen Unterhaltungsgegenständen, wie man sie öfters bei strebsamen Füchsen findet. Das bemooste Haupt dagegen hatte sehr meinen Beifall“.¹

Die beiden Damen werden also als „Füchse“ und „bemooste Häupter“ in demselben ironischen Studentenjargon beschrieben, wie er männlichen Studenten gewidmet wird. Diese Annäherung ans Männliche könnte mit Beschädigung der Anmut verbunden sein: der jüngeren Dame „haftete eine gewisse Energie in den Bewegungen an, welche nicht immer ästhetisch wohlthuend war“. Im Übrigen macht Weber keine direkt abfälligen Bemerkungen über weibliche Studenten. Und doch, wenn es um Bekannte geht, spöttelt er über dasselbe weibliche Denken, welches er doch hier, im Falle der Studentinnen, ohne weiteres mit dem männlichen zusammenbrachte. Jedenfalls wird man eine ironische Bemerkung über weibliche Logik kaum als väterlichen Gemeinplatz übergehen dürfen, sie kommt zwar erst als Reaktion auf eine Dame zum Vorschein, welche „individuelle Logik“ für sich beansprucht², wird aber in Folgebriefen wieder aufgenommen: „das ist jene unüberwindliche weibliche Logik“.³ Könnte es sein, dass Weber in einer zweigeteilten Welt lebt? Was außerhalb der Familie steht, betrachtet er mitunter mit ironischem Interesse, manchmal wendet er sich entrüstet ab. Was ihn persönlich betrifft, das spielt sich innerhalb der Familie ab. Jedenfalls scheint er so rigoros zwischen denen da draußen, von denen er erzählt, und „euch hier“ zu unterscheiden, dass zum Beispiel eine etwaige Möglichkeit, Emmy könne selbst an ein Studium denken, gar nicht in Betracht genommen wird. Auch der Welt der großen Feste der guten Gesellschaft scheint sie nicht anzugehören. Weber erklärt sie ihr: „Im Mittelpunkt gerade der größten und umfangreichsten Geselligkeit steht das Interesse der jungen Welt, um sie dreht sich die Sache; ihr Interesse sich zu amüsieren, gibt das Maß sowohl für den Umfang wie für die Art der Vereinigung“.⁴ Das führe auf Abwege: „Da nun die Geselligkeit für sie nicht die Bedeutung des Ausruhens nach 'des Tages Last und Hitze' haben kann, muss sie für sie Selbstzweck sein, eine Institution, welche um ihrer selbst willen da ist und der man nun die besten Seiten abgewinnen muss, wohl oder übel“. Max stellt hier eine gute Geselligkeit als „Ausruhen“ der anderen gegenüber, welche zum „Selbstzweck“ geworden sei. Als Gegensatz zu den „oberflächliche(n) Worte(n)“ ist offenbar so etwas wie ein 'tiefgehendes' Gespräch mitgedacht. Die fehlgeleitete Vergnügungsform führe zu schlechter Erziehung: „die 'Schnodderigkeit' wird großgezüchtet und hier in Berlin sind damit glänzende Resultate erzielt, und zwar wesentlich auch bei den Damen“. Das aber „ändert leicht die ganze Stellung der Geschlechter. Einem solchen kritisch angehauchten Mädchen mit dem fabelhaften Sprechanismus sich gegenüber kann jemand wie z.B. ich wohl Verlegenheit empfinden [...] aber nie 'Befangenheit'“. Die Berliner Gesellschaft hat sich also

1 Jugendbriefe S.186 (3.12.1885).

2 Jugendbriefe S.229 (Ostern 1887).

3 Jugendbriefe S.243 (8.5.1887).

4 Jugendbriefe S.241 (8.5.1887).

geändert. Da tummeln sich jetzt „kritisch angehaucht(e)“ Mädchen. Die Welt gerät aus den Fugen. Weber schüttelt den Kopf. Mädchen sollen Männer nicht in „Verlegenheit“ bringen. „Befangenheit“ hingegen sei ein gutes Zeichen, „denn ich halte diese Befangenheit keineswegs für ein Zeichen, sei es von Mangel an Selbstvertrauen, sei es von Ungeschicklichkeit, sondern des Bewusstseins der Grenzen, innerhalb deren sich der gesellige Verkehr der Geschlechter zu bewegen hat“. Was für Regeln sind da offenbar zweifelsfrei gegeben? „Es ist eine alte Sache, dass, wenn auch bei Unterhaltungen der Regel nach das männliche Geschlecht die Initiative übernimmt, das weibliche Geschlecht die Grenzen bestimmt“.¹ „Eine alte Sache“: deshalb so, wie es sein soll? Und das Neue? Das bringt ihn in „Verlegenheit“. An den Unterschieden zwischen dem, was sich für den Mann und für die Frau gehört, gibt es für Weber keine Zweifel. So berichtet er über die Einschulung seiner Schwester und kommentiert zugleich: „Denke Dir, dass dort eine ganze Klasse in ihrer Schule aus fünf Kindern besteht. Das hat ja seine Vorteile und geht namentlich bei den Mädchen ganz gut, bei einem Jungen würde es ganz verfehlt sein“, und warum das? Er muss vorbereitet werden: Es ist die Grundschulzeit „einer der Hauptabschnitte seines Lebens, wo er zuerst hinauskommen soll in das Getriebe von Menschen, die zu ihm keine Beziehungen haben und unbekümmert um ihn ihren Wegen nachgehen, und unter denen er sich nun zurechtfinden, seine Stellung finden und Anschluss suchen muss“.² Dies komme „ihm, wenn er so mit drei bis vier anderen zu einem permanenten Kaffeeklatsch zusammenkommt, nicht zu Bewusstsein“. „Permanenter Kaffeeklatsch“ ist für Mädchen in Ordnung, für Jungs nicht. Die müssten lernen, sich im „Getriebe von Menschen, die zu ihm keine Beziehung haben“ zurechtzufinden, ihre „Stellung finden und Anschluss suchen“. So ein Männerleben scheint von Anfang an ein großer Kampf. Und das schreibt ausgerechnet Max, der im Geiste seine Familie nie wirklich verlassen hat? Der von Frensdorff bis Mommsen, ganz zu schweigen von Onkel Hermann, bei Bekannten der Eltern studiert? Die Welt der Großstadt ist bewegt von neuen Frauen. Weber wendet sich ab. Er schreibt lange Briefe an ein Mädchen aus der Provinz. Das ist mal eine, die sich von ihm noch die Welt erklären lässt.

C Welterklärung

Max erklärt Emmy Leben und Welt und beschränkt sich dabei nicht auf Fragen der Rollenverteilung. Als er über studierende Frauen spricht, gibt er zu verstehen: er kenne sich aus da draußen. Er schreibt über Philosophie und über Literatur als einer, der in der Welt der Bücher und der Gedanken zu Hause ist: „es läuft mir immer wieder in die Feder; vor Jahren habe ich mich mit all dem Begriffsunwesen redlich abgeplagt. Wenig kommt dabei heraus, das weiß ich jetzt genau“.³ Könnte man sagen: er erzieht Emmy? Immer wieder scheint er, ein wenig wie der Lehrer an der Tafel, sich in seinem Brief mit Einschüben

1 Jugendbriefe S.242 (8.5.1887).

2 Jugendbriefe S.241 (8.5.1887).

3 Jugendbriefe S.262 (5.7.1887).